BROTHERS
rters of
AN BOOKS.
ate Street,
DON.

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Professor G.H.Needler

LG
N513
.Ysa

Handbücherei für den Deutschen Unterricht
Herausgegeben von Franz Saran
o. ö. Professor an der Universität Erlangen
1. Reihe Deutschkunde Band 2

Deutsche Heldengedichte des Mittelalters:

Das Nibelungenlied

Von

Prof. Dr. Franz Saran

439969
8.11.45

Halle (Saale) :: Verlag von Max Niemeyer :: 1922

Das Nibelungenlied.

Die Entstehung des neuen Geistes, der sich während des letzten Viertels des zwölften Jahrhunderts und im Anfang des dreizehnten in Deutschland durchsetzte, hängt aufs engste mit der Entwicklung des Ritterstandes zusammen. Er war ursprünglich ein Berufsstand: die Reiter des Heeresaufgebots. Er umfaßte Edelfreie und Gemeinfreie und verschmolz sie sozial, indem er sie bei gemeinsamem Dienst auch gemeinsamen Pflichten und Idealen unterstellte. Er sonderte sie von andern nicht ritterlich Freien ab, schloß sie als Geburtsstand und obere Gesellschaftsschicht zusammen, entwickelte eine besondere, nicht gelehrte, auch nicht rein heldische, sondern wesentlich ästhetisch-standesmäßige Kultur, zog Fürsten und schließlich sogar Ministerialen, die Reiterdienste taten, in sich hinein und wurde endlich zu einer internationalen Adelsschicht von fast ordensmäßiger Geschlossenheit.

Dieser schon früh in Bildung begriffene Stand wurde wohl wesentlich vermehrt und gefördert, als Karl Martell den Arabern an Stelle der altgermanischen Gefolgschaftsreiterei und des Fußvolks ein neues Heer entgegenstellen mußte, das wesentlich aus Berittenen bestand. Die Menge der Reiter, die er brauchte, konnte er nur dadurch aufbringen, daß er die Großen des Reiches auf Kosten der Kirche mit Lehen begabte, ihnen dadurch die Möglichkeit gab, ihre Vasallen zum Reiterdienst auszustatten, deren Zahl stark zu vermehren und diese Reiterei für die Kriege des Reiches zur Verfügung zu stellen. Neben den alten deutschen Heerbann, den die Grafen aufboten, allmählich an seine Stelle trat so das Aufgebot der ritterlichen Vasallen unter Führung der Fürsten, die ihrerseits dem Könige auch als belehnte Vasallen persönlich zu Diensten verbunden waren.

Ritter waren also ursprünglich die zu öffentlichem Heeresdienst als Reiter verpflichteten Mannen des Königs

und der Fürsten. Sie sind dem Herrscher unmittelbar als Vasallen, oder mittelbar durch vasallitische Abhängigkeit von einem Lehnsherren, als Aftervasallen, verbunden. Es waren Vasallen, die durch diesen Reiterdienst eine staatsrechtliche Stellung gewonnen hatten.

Waffenwerk, besonders Reiterdienst adelte. Das war eine Nachwirkung alter Anschauungen und Einrichtungen. Denn die altgermanische und altfränkische Reiterei wurde von den Gefolgsleuten des Fürsten, lauter vornehmen und berühmten Männern, gebildet. Die Überlieferungen der alten truht, afrk. trustis wirkten auf den neuen Reiterstand hinüber und erfüllten ihn mit ihren Idealen. Denn tatsächlich war der Dienst der neuen königlichen, gegebenenfalls grundherrlichen Vasallen von dem der alten Gefolgsleute kaum verschieden.

So schieden sich bald die ritterlichen Freien von den nichtritterlichen, der Stand der Freien spaltete sich gesellschaftlich: Rittermäßigkeit als solche bedingte höhere soziale Geltung.

Die zunehmende Bedeutung des Ritterstandes führte dazu, ihn durch das Vorrecht der Geburt abzuschließen. Konnte ursprünglich jeder Freie, der Sohn des Bauern ebenso wie der des Bürgers, in ihn eintreten, so wird es mit dem zwölften Jahrhundert Recht, nur den Ritterbürtigen aufzunehmen. Ritterbürtig aber war der, von dem mindestens schon der Großvater das cingulum militare, den Rittergürtel, getragen hatte. Um die Mitte des Jahrhunderts wird durch eine Verfügung Friedrich Barbarossas der Bauernsohn geradezu ausgeschlossen. Nur der Sohn des Bürgers oder des gemeinen Knappen darf noch Ritter werden. Offenbar wird jetzt der Gegensatz zwischen ritterlichem und bäuerlichem Beruf als besonders scharf empfunden. Doch hatte der König das Recht, auch Nicht-Ritterbürtigen das Schwert zu verleihen.

So beruhte schon im zwölften Jahrhundert die Ritterschaft auf einer Mischung von Berufs- und Geburtsstand. Sie gab große Vorrechte: Lehnsfähigkeit, Ebenbürtigkeit zu gerichtlichem Zweikampf, Teilnahme an Ritterspielen, Aufnahme in geistliche Ritterorden und Erlangung höherer kirchlicher Pfründen.

Die Zeit der Kreuzzüge sah die Blüte des Ritterwesens. Der Stand erweiterte sich nun auch nach unten. Neben die edeln und freien Ritter traten schon im elften Jahrhundert solche, die aus dem Stande der Ministerialen, d. h. rechtlich unfreier Dienstmannen, hervorgegangen waren. Denn die Fürsten zogen es vielfach vor, zum Reiterdienst für ihr persönlichen Zwecke Dienstmannen statt freier Vasallen zu verwenden; solche erhielten dann ein Dienstlehen. Später wurden diese Reiter auch im öffentlichen Dienst gebraucht und ihre Lehen als echte betrachtet. Es entstand eine neue Schicht von Rittern neben der alten, bereits vorhandenen, es entstand unter dem ordo equestris maior der freien Vasallen der ordo minor der Ministerialen.

Aber diese neue Klasse verschmolz bald sozial mit der älteren, weil es Dienst und gesellschaftlicher Verkehr so mit sich brachten. Die Schicht der Dienstmannen hob sich weiter.

Schließlich schmolzen freie Ritter und ministerialische gesellschaftlich ganz zusammen, wenn auch die rechtliche Scheidung in liber und servus blieb. Aber dieselbe trat allmählich in den Hintergrund. Zuletzt standen doch die Ritter geschlossen als neuer Adel den übrigen nicht ritterlichen Volksgenossen gegenüber: im Reichsfrieden von 1152 wird der Gegensatz von liber und servus nicht berührt, dafür der neue gesellschaftliche von miles und rusticus vorgeschoben, ein Gegensatz, der sich in den höfischen Romanen grell wiederspiegelt.

Der neue Stand hatte seine besondere Standesehre und seine besonderen Berufspflichten ausgebildet. Durch die feierliche Schwertleite oder die Überreichung des Gürtels, an dem man das Schwert trug, wurde der junge Mann nach Vollendung des einundzwanzigsten Jahres aufgenommen.

Das Leben und der Verkehr zahlreicher „Ritter“ an den Fürstenhöfen und die Beziehungen der Großen zueinander, führten von selbst dazu, daß sich in Deutschland eine ritterliche gesellschaftliche Oberschicht bildete, eine Gesellschaft mit eigener Sitte und Gesittung. Das

Wort „Ritter“ erweiterte dadurch den Kreis seiner Bedeutungen. Es bezeichnete nun nicht bloß den Lehensmann und Krieger, insofern er Reiterdienste tat und rittermäßig lebte, sondern auch den Herrn, insofern er Mitglied der Oberschicht war und an deren modernhöfischer Kultur teilnahm. Ritter nannten sich darum auch allmählich Könige und Fürsten, ritterlich war schließlich alles, was zu dieser Kultur und dieser Gesellschaft gehörte — auch die modischen Kleider, die jene Menschen trugen, auch die Damen, mit denen sie verkehrten. Jene Kultur empfing die ritterliche Gesellschaft Deutschlands meist aus Frankreich oder Byzanz; nach dem zweiten Kreuzzug strömt sie stark herein. Ritter ist ein Kulturbegriff geworden. Mit der Zeit erfüllt sich das Wort mit immer reicherem Inhalt.

Der Ritter hat seine besondere Art, die Waffen zu gebrauchen: der Lanzenstoß zu Pferde ist für ihn bezeichnend. In Buhurt, Tjost und Turnier zeigt er seine Kunst. Er besitzt feine höfische Bildung: Anstand, weltmännisches Benehmen, verbindlich-liebenswürdiges Wesen im Verkehr, besonders mit den Damen der Gesellschaft. Seine geistige Bildung ist nicht mehr die gelehrte, die der Kleriker bot, sondern eine ästhetische, die man in der Gesellschaft unter Leitung der Dichter und Sänger erwarb. Nicht zu vergessen: gute Figur und geschmackvoll moderne Kleidung. So ist etwa das Bild des Ritters im „König Rother“ (um 1160).

Weltlichen Aufgaben und Absichten zugewendet, wie diese Gesellschaft war, konnte es nicht fehlen, daß sie mit den kirchlichen Anschauungen der Zeit zusammenstieß. Durch Karl den Großen war die Kirche, Klosterleute sowohl wie Weltklerus, stark ins Weltliche verstrickt worden. Die Politik Otto I. hatte diese Verstrickung noch vermehrt. Im zehnten und elften Jahrhundert fing der jenseitig-asketische und der hierarchische Gedanke der Kirche an, sich gegen diese Verweltlichung zu empören: die kirchliche Reformbewegung griff von Burgund, Lothringen, dem Schwarzwald und der Schweiz her um sich. Sie bewirkte, daß die Menschen, nicht nur in der

Kirche, sondern auch in der Laienwelt, in leidenschaftliche Sorge um ihr Seelenheil gerieten, daß sie von der Welt und ihren Freuden Abschied nahmen und in strengster Unterordnung unter die Kirche, der Anstalt, die die ewige Seligkeit verbürgte, oder in asketischer Zurückgezogenheit ihre Ruhe suchten. Dichtungen wie Memento mori, Ezzolied (um 1060) sprechen den Geist der Zeit deutlich aus.

Diese neue Bewegung fand natürlich im Bewußtsein der führenden Oberschicht starken Widerstand, aber sie drängte ihn zunächst zurück: das Rolandslied Konrads (etwa 1132) zeigt den Geist, der damals in jene Kreise eindrang. Später suchte man zu vermitteln; Welt und Gott, jedem sein Recht zu lassen versucht „König Rother": nach einem glänzenden Helden- und Weltleben, das aber der Kirche ihr Recht gab, im Alter Eintritt ins Kloster — das ist die Lösung, die er bringt.

Endlich wendet man sich entschieden von der asketisch-kirchlichen Denkweise ab. Die Überspannung nach der einen Seite bewirkte den Ausschlag nach dem andern Äußersten. Punkt für Punkt setzt man nun der kirchlichen Anschauung eine weltliche gegenüber: die Dichter der ritterlich-höfischen Gesellschaft sind die Träger und Gestalter dieser neuen Weltanschauung.

Forderte die Kirche von ihren Gliedern Askese, so die ritterliche Gesellschaft Freude — vröude, in vröuden leben. Drang der Geistliche auf Demut, so der Ritter auf hôchgemüete, d. i. die Hochstimmung des Menschen, der mit vollen Zügen die Weltfreude atmet und sich als Persönlichkeit fühlt. Dort ein Leben in Niedrigkeit und Dürftigkeit, in härenem Gewande und ohne Körperpflege, hier ein Leben in Herrlichkeit (in êren), Glanz, Reichtum, schönen modernen Kleidern, mit aller Pflege des Leibes und aller Behaglichkeit des Lebens. Galt der Kirche die Sinnenlust, vor allem die Liebe als Quell der Sünden, war Eva, das Weib des Paradieses, der Ursprung des Übels, so stand im Leben der höfischen Gesellschaft die Liebe im Mittelpunkt, und zwar die, welche nach Genuß und Besitz trachtet: als Ideal schaute

man das Mädchen oder die schöne Frau, das Weib, den Quell der Lust, die Bringerin gesellschaftlicher Freude, um die man warb, der man seinen Dienst widmete, um sie als Frau oder als Geliebte zu besitzen. Schätzte es die Kirche am höchsten, wenn die Frau sogar in der Ehe auf Sinnlichkeit verzichtete und sich womöglich jungfräulich dem Manne entzog, so verlangte die Gesellschaft von ihr, daß sie dem werbenden Ritter um Dienst ihre Liebe nicht versage, daß sie halsen, triuten, bîgelegen zugestand. Forderte die Kirche tugent, d. h. Sittlichkeit, so war für die Gesellschaft tugent nichts anderes als Gesittung, d. h. der Inbegriff aller Vorzüge, die den „Herrn" oder die „Dame" der ritterlichen Gesellschaft ausmachten, eine wesentlich gesellschaftlich-ästhetische Forderung. Kürenbergs und Veldekes Lieder, das Liederbuch Dietmars von Eists, das Tagelied, der Moritz von Craun sprechen solche Gedanken deutlich aus.

Mit dieser Denkart verband sich, sie unterstützend, die Aufklärungsbewegung der Zeit, die durch die internationale Beziehung zum Islam stark gefördert wurde. Der zwîvel, die Folge der religiösen Verfeinerung und Vertiefung des Seelenlebens, verbreitete sich auch in der Laienwelt. Er führte von den Lehren der Kirche ab, hinaus aus dogmatischer Enge; Duldsamkeit gegen Andersgläubige und Gleichgültigkeit gegen das Kirchliche nahmen zu. Die Fesseln der Kirche fielen: Hochgefühl, schwellende Lebenslust, ungehemmte Weltfreude, leidenschaftliche Liebe durften, ja sollten den Ritter und die Dame erfüllen; Veldekes Lieder, Eilharts Tristan bezeugen diese Stimmung. Es begann eine Art Renaissancebewegung: der ritterliche Mensch befreite sich von den alten Fesseln. Es setzte ein Sturm und Drang in der vornehmen Gesellschaft ein, der das weltliche Gefühl entband, und der der stark empfindenden Persönlichkeit gegen die alten Bindungen durch Stand, Sitte, Herkommen, Kirche unbedingt Recht gab.

Politische Beweggründe verstärkten diese Entwicklung. Das rücksichtslose Machtstreben der Fürsten, ihr Trachten nach Landesherrschaft führte im zwölften Jahrhundert

mehr und mehr zum Ziel: zur inneren Zermürbung, endlich Auflösung des alten Lehnstaates. Gewalttätige, selbstherrliche Persönlichkeiten, die sich nicht um Recht und Herkommen kümmerten, hatte es natürlich von jeher gegeben: die Fehden konnten trotz aller Bemühungen der Kaiser und der Kirche nicht aus der Welt geschafft werden. Jetzt aber fühlten sich solche Naturen im Recht und als Vertreter neuer Lebensgrundsätze. Schon der Vorauer „Alexander" (um 1130) verteidigt das Recht der überragenden, kraftgenialen Persönlichkeit auf volle politische Freiheit und Selbständigkeit; der Straßburger „Alexander" stellt einen Eroberer dar, der aus eingebornem Drange seines Wesens heraus wie eine elementare Naturkraft kämpfen und erobern muß — scharf ablehnend freilich, aber die Ablehnung beweist, daß der Typus vorhanden war und gefährlich schien. Die Kreuzzüge, in ihrem Gefolge die Gründung vieler Reiche des Orients durch abenteuernde Fürsten nährten die ungebundene Denkart. Das Streben starker Persönlichkeiten, sich ohne Rücksicht auf Staat und Kirche, Sitte und Recht in Taten auszuleben, findet Verständnis.

Ein übermäßiger Individualismus macht sich breit.

Solcher Einseitigkeit wirkt eine neue Generation von Dichtern entgegen. Sie arbeitet den Begriff des ritterlichen Helden feiner und edler heraus: vornehme humane Gesinnung, auch gegen den Feind, Hilfsbereitschaft gegen alle Unterdrückten fordern sie, Maßhalten, mâze, soll Fühlen und Handeln beherrschen. Freilich, das Politische, das in den älteren Heldengedichten durchaus im Vordergrund steht, schalten sie dabei fast aus. Das Bild des Ritters wird wesentlich unpolitisch, es ist eine Verbindung des Abenteurer- und Humanitätsideals unter starker Beimischung des Modern-Gesellschaftlichen. Und auch das Bild der Dame veredelt sich: sie ist nun nicht bloß Quelle der Lust, sondern vor allem die Spenderin feiner gesellschaftlicher Kultur, der Inbegriff gesellschaftlicher Vorzüge.

Ritter und Dame treten in ein neues Verhältnis. Man erwirbt seine ritterlichen Vorzüge und bildet sie

aus im Dienst einer Dame, der seinerseits in liebender Verehrung wurzelte. Sehr begreiflich, daß die Form der Vasallität in geistreicher Weise auf das Verhältnis von Dame und Ritter übertragen wurde, um die Erhabenheit der Herrin zeitgemäß und verständlich darstellen zu können. Solche Gedanken finden sich in Veldekes Eneide und in den Liedern Meinlochs von Sevelingen. Aber auch hier ist noch der Besitz der geliebten Frau das Ziel: Besitz durch Heirat oder in heimlicher Liebe.

Immer mehr tritt nun die Dame in den Vordergrund der gesellschaftlichen Kultur. Alles, was mit dem Ritterwesen zusammenhängt, ordnet sich ihr und ihrem Dienst unter — Friedrich von Hausen, Heinrich von Morungen. Die Minne wird die Macht, die die Gesellschaft beherrscht. Sie wird schließlich Ende des zwölften Jahrhunderts zum Kultus gesteigert; der asketische Verzicht auf Besitz wird eingeflochten. Dabei rückt das Ideal der Dame immer höher. Ziel der wahren Liebe ist jetzt nicht Genuß und Besitz, sondern Veredelung in dauerndem entsagenden Dienst. Das gesellschaftliche Leben des Ritters, seine Taten, seine Arbeit an sich selbst — alles wurde als Vasallendienst aufgefaßt, alles geschieht zu Ehren und zur Verherrlichung einer Dame, der er dient. Und aus dem Dienst als solchem — auch ohne Gewißheit des Lohnes — kommen ihm innere und äußere Veredelung, damit das wahre Glück. Reinmar der Alte und die ersten Lieder Walthers von der Vogelweide zeigen diese Stufe gesellschaftlicher Entwicklung sehr deutlich. Die Dame hob sich dadurch hoch über den Ritter, sie schien den Engeln gleich als „Herrin" (frouwe) über der niederen Welt zu thronen, sie wurde ein Wesen aus lauter Vorzügen zusammengesetzt, ein Ideal.

Ritterleben und Frauendienst wurden durch diese Entwicklung fast ins Religiöse gesteigert. Es entstand eine Art gesellschaftlicher Religion, in deren Mittelpunkt die Dame als weltliche Heilige stand. Dieser Zug der Zeit äußerte sich auch darin, daß seit dem dreizehnten Jahrhundert die Ritterschaft wie ein Orden, der sich durch die Menschheit erstreckt, gedacht wurde, ähnlich den großen

geistlichen Orden. An die Stelle der Schwertleite tritt nun der Ritterschlag, eine Handlung der Demütigung, die letzte, die sich der Knappe gefallen lassen muß. Jetzt legt der neue Ritter ein Gelübde ab, er legt ritterliche Abzeichen an: goldene Sporen und den Scharlachmantel.

Aber natürlich, wer den Idealen der ritterlichen Gesellschaft, der werlt, nachstrebte, der entfernte sich von denen der Kirche — von Gott. „Gott" und „Frau Welt" standen in Widerspruch. Allmählich fing man an, diese innere Spannung wieder zu fühlen und an ihrer Lösung zu arbeiten: so Hartmann von Aue in seinem Gregor und Armen Heinrich. Wie sehr Wolfram von Eschenbach mit dem Problem „Welt und Gott" rang, zeigt sein Parzival.

Üben diese Dichtungen Hartmanns und Wolframs vom Standpunkt des Christentums aus Kritik an dem „Wunschleben" der ritterlichen Gesellschaft, wie es sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts den Besten darstellte, so lehnte sich in anderen Dichtungen das heldische Persönlichkeitsgefühl des ritterlichen Mannes auf gegen den ins Unnatürliche gesteigerten Feminismus des Frauendienstes: Hartmanns Erec und Iwein, besonders Wolframs Titurel wären hier zu nennen. Anderswo kommt das natürliche sinnliche Gefühl gegenüber der „hohen Minne" zu seinem Recht: Walthers Lieder der niederen Minne brechen hierin die Bahn, Wolframs Preis der ehelichen Liebe tritt dazu. Und konnten sich Minnesänger wie Reinmar nicht genug tun, die Liebe als veredelnde, sittigende Macht zu preisen, so tritt Gottfried von Straßburg dem gegenüber: er schildert die dämonische Kraft der Liebe, die Mann und Weib in tragischer Verwicklung vernichtet, leiblich und sittlich zerstört. Kurz, um 1200 zieht sich durch die deutsche Dichtung eine starke Gegenwirkung gegen den Kern der höfischen Weltanschauung: gegen Abenteuer, Liebe, hohe Minne, Frauendienst.

Hierbei greifen die Dichter vielfach auf ältere Anschauungen zurück, wie sie vor dem dritten Kreuzzug im Schwange waren. Selbst in der Verskunst spürt der Kundige diesen Gegenschlag gegen das Modernste, dies

Zurückgreifen auf ältere Vorbilder. Die alten religiösen Gefühle und Ueberzeugungen gewinnen wieder an Macht. Das ältere Helden- und Frauenideal taucht wieder empor: Wolframs Willehalm. Man wird erwarten, daß auch das dritte Motiv, das sich durch die Heldengedichte vom Hildebrandslied bis Herzog Ernst hindurchzog, das der Mannen-Treue, der Staatsgesinnung neu in seinem Werte gefühlt und der Zeit zur Erneuerung vorgehalten wird, der Zeit, die es in ihrem Individualismus und Kultus der Persönlichkeit ganz vergessen zu haben schien. Und wirklich geschieht es: im Nibelungenlied. Auch dies Werk, verfaßt bald nach 1200,[1]) gehört in jene große Widerstandsbewegung hinein, die um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die deutsche Literatur durchzieht. Welche besonderen Gedanken es enthält, gegen welche Anschauungen der Zeit der Dichter Stellung nimmt, ist nun zu entwickeln.

I.

Zu Worms am Rhein herrschen die drei Könige Gunther, Gernot und Giselher, Söhne des verstorbenen Herrschers Dancrat und seiner noch lebenden Gemahlin Ute. Neben ihnen steht als gleichberechtigte Erbin die Schwester Kriemhild. Das Geschlecht dieser burgundischen Familie ist sehr vornehm, alt berühmt sind ihre Vorfahren.

Die drei Herren kennt man als starke Helden und treffliche Fürsten. Gunther, der älteste, ist ein kraftvoller, persönlich tapferer Mann: kein König zeigt sich kühner als er, grimmen Sinnes fürchtet man ihn weithin, mit Gewalt kann ihm niemand etwas abtrotzen. Aber er denkt rechtlich und ist wohlwollend, besonnen, ihn zieren eben die Eigenschaften des Helden alten Stiles. Doch entbehrt er nicht die Vorzüge des Ritters: die

[1]) Vgl. A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied. Die Stoffgeschichte des deutschen Heldenepos dargestellt. Dortmund, Ruhfus 1921.

Kunst der modernen Waffenübung, feine höfische Bildung, vornehmes und glänzendes Auftreten. Darum heißt er nicht bloß helt ze handen, recke lobelîch, degen guot, sondern auch ritter edele und vil zierlîch. Indessen, er ist kein ganz moderner Mensch. Romantische Züge fehlen, nichts von Abenteuerlust, Liebe oder gar Minnedienst. Im Gegenteil: vorsichtig, zurückhaltend, maßvoll, ja nüchtern gleicht er mehr einem Hildebrand oder Walther von Aquitanien.

Unter den drei Brüdern ist Gunther der eigentliche Herrscher, der voget von Rîne, der Wirt des Landes. Er verfügt über die Hand der Schwester, er ordnet das Hofleben und entscheidet über Krieg und Frieden. Er regiert wie ein echter König: mit voller Wahrung höfischer und völkerrechtlicher Formen, edel und menschlich gegen Feinde, freigebig gegen seine Mannen und Gäste; sein Kämmerer ist gewohnt, Geschenke verschwenderisch auszuteilen.

Aber freilich, Gunther ist weder ein starker Charakter noch ein politisch scharfblickender Fürst. In schwierigen Lagen versagt er deshalb, greift zu halben Maßregeln — und zieht dadurch selbst das Unheil über sich herauf. Auch legt der Dichter Wert darauf, zu zeigen, daß der König nicht der stärkste und tapferste Mann an seinem Hofe ist. Im Sachsenkrieg kämpft er nicht mit, auch handelt er fast immer im Zusammenhang, ja in Abhängigkeit von den Vasallen seiner Umgebung, besonders Hagen. Seine Stellung erinnert an die, welche König Artus in den Ritterromanen hat. Die Zeit des sinkenden deutschen Reiches, die Zeit nach dem Tode Heinrichs VI., wo keine starke Hand mehr die Zügel des Reiches hielt, wo die Reichsfürsten immer selbständiger wurden, mag auf die Darstellung eingewirkt haben.

Der andere Bruder, Gernot, zeigt als Held und Ritter gleiche Art. Nur ist er um einen Grad lebhafter, zugreifender als Gunther. Siegfrieds schroffes Auftreten in Worms verdrießt ihn ebenso wie den älteren Bruder, aber auch er weiß sich zu beherrschen und entwaffnet den Gegner durch Höflichkeit. Vernünftig und mensch-

lich wie Hildebrand oder Walther lehnt er ab, unnützer Weise Blut zu vergießen. Dem Gebot der Ehre folgt er, auch wenn der Tod droht.

Giselher ist der jüngste. Das Gedicht zeichnet ihn noch sehr jugendlich: eine freundliche, ritterliche, liebenswürdige Natur, die aber doch den künftigen Helden ahnen läßt.

Die drei Könige sind mächtige Fürsten im Stile des zwölften Jahrhunderts. Ihnen dient eine große Anzahl Vasallen, ritterliche Helden wie sie selbst. Ein Kreis vornehmer Herren, vielfach Verwandte des Herrscherhauses, schließt sich enger um sie. Man trifft sie immer bei Hofe an: hier hat die Sage wohl die Verhältnisse der altgermanischen Gefolgschaft festgehalten.

Der gewaltigste unter ihnen ist Hagen von Tronje, den Königen verwandt. Dienst am Hofe war in seinem Geschlecht von Alters her erblich. Seine Jugend hat er fern von Worms, bei Etzel zugebracht. Als Geisel dahin gekommen erhielt er dort eine heldisch-ritterliche Ausbildung und erlangte die Ritterwürde. Von Etzel in seine Heimat entlassen nimmt er am Hofe der Burgunder die erste Stellung ein. Seinen Anordnungen wagt niemand zu widersprechen: die Erinnerung an das Amt des germanischen Truchsessen wirkt wohl bei der Schilderung Hagens nach. Der König kann ihn nicht entbehren. Hagen kennt so ziemlich alle Helden, Länder und Völker, sie müssen schon sehr fern und fremd sein, wenn sie ihm unbekannt sein sollten. Er ist der eigentliche Rat des Herrschers in kleinen und großen Angelegenheiten; was er sagt, wird willig befolgt. Im Kriege führt er das Heer, an allen gefährlichen Unternehmungen hat er Teil. Seinen Herren unbedingt ergeben denkt er nur auf ihren Vorteil und auf Steigerung ihrer Macht. Seine Treue ist erprobt. Darum erfreut er sich auch des größten Vertrauens bei seinen Herren, er ist ihr erster Vasall — mâc, man, vriunt.

Hagen ist ein gewaltiger Held, ist auch kühn, kampferprobt. Aber seine Kraft wird vom Dichter in menschlichen Grenzen gehalten: andere wie Volker, Gelpfrat,

Iring kommen ihm nahe, sind ihm auch einmal überlegen. Im Bewußtsein seiner Stärke und seines Wertes hegt er Stolz; Lust zu spotten und zu höhnen hängt damit zusammen. Zum Selbstbewußtsein kommt wilde Gemütsart: grimme heißt er oft, auch gremelich d. h. zum Zorne geneigt. Verschlossen führt er hart und unerbittlich durch, was er will. Ihm scheinen die schönen, menschlichen, freundlichen Züge ganz zu fehlen. Es wird sich aber zeigen, daß sein Wesen ihrer nicht entbehrt: die Handlung des Gedichts bedingt, daß sie anfangs nicht hervortreten können. So steht Hagen, wie sein Herr, den Helden des Waltharius ganz nahe: er wurzelt in einer älteren Zeit, er ist das Gegenteil eines modernen, höfischen Ritters.

Der Dichter verstärkt diese Art seines Wesens. Unverheiratet tritt Hagen auch nie zu einer Frau in ein näheres Verhältnis. Von Liebe weiß er nichts, das Weib ist ihm gleichgültig, ja er blickt geringschätzig darauf herab. Einem Weibe den Preis der Tapferkeit zu geben wäre ihm ein unfaßbarer Gedanke. Ein Weib darf nicht über großes Gut verfügen, sie schafft nur Unheil damit. Der Schmerz der Frau um den gefallenen Gatten widert ihn an: wenn ein Held durch einen Helden fällt, sollen die Weiber nicht klagen; das ist eine Ehre. Natürlich gibt es für ihn nichts wie Minnedienst.

Hagen fehlt auch das überquellende Kraftgefühl, das gern und leichtherzig zu gefahrvollen Unternehmungen treibt. Er überlegt stets seine Kräfte und hält sich bedächtig zurück, wenn ihm Erfolg nicht zu winken scheint. Ohne vernünftigen Zweck, ohne Not begibt er sich nicht in Gefahr. Wo er kann, sucht er durch Ruhe und Besonnenheit zum Ziel zu kommen. Mißtrauisch beobachtet er den Gegner, nie läßt er sich in Sicherheit wiegen oder zur Unbesonnenheit hinreißen, stets bewahrt er die Vorsicht. Sogar hochfahrender, ja beleidigender Behandlung gegenüber kann er sich beherrschen, wenn es die Lage verlangt. Aber freilich: Beleidigung vergißt er nicht; zu gegebener Zeit kommt ihm die Erinnerung daran, und er weiß zu vergelten. So fehlt ihm jeder

romantische Zug; es fehlt ihm auch die moderne Lust am Abenteuer um des Abenteuers willen.

Aber seine Vorsicht ist keine Furcht: solche beeinflußt sein Handeln nicht. Er wird in den letzten Kämpfen furchtlos und unerschüttert stehen.

Die besten Eigenschaften des Helden alten Stils verbinden sich in dieser kraftvollen Gestalt. Aber doch fehlt das Moderne nicht ganz: Hagen beherrscht die höfischen Formen und das ritterliche Waffenspiel.

Der Tronjer ist die eindrucksvollste Persönlichkeit am burgundischen Hofe. Man kennt ihn deshalb weit und breit: in den Niederlanden, Sachsen, Dänemark, Bayern, Hunnenland — überall wird er hochgeachtet, bei feierlichen Empfängen begrüßt und geküßt, ebenso wie seine Fürsten.

Neben Hagen stehen andere Vasallen, die die großen Hofämter inne haben. Ortwin von Metz, Schwestersohn Hagens, also auch Verwandter (neve) der Könige, ist Truchseß im neueren Sinne des Wortes, nicht mehr Majordomus. Mit höfischen Angelegenheiten betraut, erscheint er öfter im Nibelungenliede. Heldische und ritterliche Züge verbinden sich auch in seinem Bilde, aber das Moderne tritt mehr hervor. Ihm fehlt der Sinn für edle Geselligkeit im Kreis der Damen nicht: „was könnte den Mann erfreuen, wenn nicht schöne Mädchen und vornehme Frauen?“ Er ist es, der Gunther rät, die jungen Damen beim großen Pfingstfest an der Gesellschaft teilnehmen zu lassen. Wie Gunther, ist er im Grunde eine wohlwollende Natur. Gereizt, beleidigt und doch gezwungen zu schweigen, bleibt er aber schwer verstimmt. Die Gelegenheit, sich zu rächen, läßt er nicht vorbei, darin seinem Oheim verwandt.

Dancwart, Hagens Bruder, ist Marschall. Noch sehr jung, tritt er im Anfang der Dichtung wenig hervor. Schön und heiteren Wesens, von feinem höfischen Anstand, liebenswürdig steht er dem modernen Ritterideal näher als die anderen.

Rumolt hat das Amt des Küchenmeisters. Sonst ein wackerer Kämpe, waltet er über Pfannen und Kesseln,

für die leibliche Wohlfahrt des Hofes sorgend. Und er paßt für seinen Beruf. Er liebt das gute Leben; abenteuerlichen Fahrten abgeneigt denkt er derb realistisch. „Ihr habt", so sagt er zu den Königen, „daheim schöne Kleider, schöne Weiber, guten Wein und gutes Essen. Freut Euch daran. Ihr habt hier alles in Hülle und Fülle, darum bleibt und geht nicht zum Fest in die Fremde. Nehmt das Sichere für das Unsichere!"

Neben den wenig scharf umrissenen Gestalten des Schenken Sindolt und des Kämmerers Hunolt steht zum Schluß der edle Herr Volker von Alzei. Allerdings wird er erst im zweiten Teile des Gedichts eine greifbare Gestalt. Der gewaltige grimmige Held ohne Furcht, keck und im Kampfe leicht unvorsichtig zufahrend, gerne spottend, zugleich aber Künstler, Sänger und Fiedler, vertritt er die feinere höfische Bildung am Hofe. Er weiß sich klug und geistreich auszudrücken, weiß taktvoll peinliche Auftritte zu vermeiden. Er meistert die Geige und singt schön, aber er ist der vornehme Spielmann, der Held und Ritter, deutlich unterschieden von Etzels Spielleuten Werbel und Swemmel, die Knappen heißen und wohl Dienstmannen sind. Der Dichter des Nibelungenlieds verherrlicht in Volkers Gestalt seinen eigenen Beruf, den des adligen Sängers, der zugleich als Held und Ritter das Schwert führt.

Außer diesen vornehmen Herren dienen den burgundischen Königen noch viele stolze Ritter. Sie leben nicht am Hofe, sondern kommen nur bei besonderen Gelegenheiten dorthin, als Vasallen ihre Dienste zu tun.

Die burgundischen Könige leben wie von jeher deutsche Fürsten im Mittelalter. Sie reiten ins Land um zu verwalten und Recht zu sprechen. Nach außen treten sie kraftvoll auf: man kennt sie als kriegerisch und stolz, nie wagt ein Feind ihre Grenzen zu überschreiten. Ihre Macht reicht weit. Aber man hält in Worms doch nicht mehr ganz im alten Stile Hof. Man führt dort schon ein Leben, wie es die neue ritterliche Oberschicht in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gewohnt

war und als standesgemäß ansah: auch in Worms ist die neue Zeit angebrochen.

Am burgundischen Hofe bewegt sich eine glänzende Gesellschaft, es herrscht ein heiteres Treiben modernen Stils. Man pflegt ritterliche Spiele: Buhurt und Turnier. Man feiert fröhliche Feste: der Prunk feiner modischer Kleidung, feine Sitte bei den Empfängen und im Verkehr der Herren und Damen, gesellige Unterhaltung erhöhen den Reiz. Die Anwesenheit eines Volker deutet darauf, daß Gesang und Dichtkunst nicht fehlten. Aber freilich, von Liebe, Minnesang und Minnedienst, von Abenteuer hören wir nichts im Kreise der burgundischen Herren: Veldeke und Eilhart, Kürenberg und Meinloh, Hartmann von Aue haben für diese Recken nicht gelebt: sie stehen in dieser Beziehung etwa auf dem Standpunkt der Ritter des „König Rother".

Anders Kriemhild.

Sie heißt Königin, wie die Brüder Könige. Sie ist gleichberechtigte Erbin mit gleichem Anspruch auf Land und Leute. Einstweilen aber steht sie, noch unverheiratet, rechtlich unter dem Schutze und der Gewalt des ältesten der Brüder. Der hat über ihre Hand zu verfügen. Aber er läßt ihr freien Willen, modernere Anschauungen leiten ihn. Mit den Geschwistern lebt Kriemhild darum in herzlichem Einvernehmen.

Die junge Königstochter ist aufs beste erzogen. Sie versteht meisterlich schöne Kleider anzufertigen. Sie ist — das hebt der Dichter ausdrücklich hervor — ein Muster feiner Sitte. In allen Lagen des gesellschaftlichen Lebens tritt sie sicher auf, mag es sich um feierliche Empfänge von Gästen, mag es sich um die Unterhaltung im vertraulichen Gespräch handeln. Und sie hat sich nicht bloß die äußere Form angeeignet; ihr Sinn ist gebildet, sie ist wirklich liebenswürdig, „eine verheiratete Frau könnte glücklich sein, wenn sie die Vorzüge dieser jungen Dame besäße".

Diese Liebenswürdigkeit entspringt einem zärtlichen Herzen. Kriemhild ist kein Mannweib: ängstlich sieht sie ihre Lieben in die Schlacht ziehen und sucht ihnen

Schutz zu sichern. Gunthers Reise nach Island begleitet sie mit sorgenvollen Gedanken. Thränen der Freude fließen, als der Bruder wieder zurück ist. Sie zeigt sich in dieser Beziehung ganz als das liebende sorgende Weib, ähnlich wie Hiltgunt.

Aber die burgundische Königstochter ist bei aller Zartheit des Gefühls kein weichliches empfindsames Wesen. Freundlich und gutherzig wünscht sie wohl niemand Böses, arglos glaubt sie an die Güte der Menschen und liefert sich damit selbst der Tücke ihrer Gegner aus. Doch wenn es not tut, weiß sie als Fürstin und Herrin aufzutreten, als Herrscherin den gebührenden Platz auszufüllen und ihre Rechte zu wahren — ein Zeichen, daß der Kern ihres Wesens fest ist. Und in der Tiefe ihrer Seele schlummert elementare Leidenschaft, die unter dem furchtbaren Druck äußerer Anlässe dereinst ausbrechen und zur Flamme anschwellen wird, die alles verzehrt. Aber noch ahnt niemand, auch sie selbst nicht, das Dämonische ihres Wesens, noch ist sie nur die stolze, selbstbewußte Fürstin und die Dame, veredelt durch moderne gesellschaftliche Bildung, vornehm und sicher im Auftreten, aber doch liebenswürdig und gutherzig gegen alle, die ihr nahe stehen.

Kriemhild ist sehr schön, sie gilt als die schönste Jungfrau in allen Landen. Ihre Schönheit und ihre Feinheit machen sie begehrenswert. Der Sitte der Zeit gemäß sehen sie fremde Herrn nur selten, nur bei großen Festen. Aber jeder, der sie erblickt, sieht sie an, jeder ist ihr gut. Helden kommen weit her, um sie zu besitzen: Kriemhild wird Mittelpunkt eines Kreises werbender ritterlicher Herren. Es ist aber nicht der Minnedienst der Entsagung, den Reinmar preist: den kennt das Nibelungenlied nicht. Das Ziel des Dienstes ist hier Liebe und Heirat. So tritt in das gesellschaftlich-ritterliche Leben am Hofe der Brüder durch die Schwester das zweite Bestandstück der höfischen Kultur hinein: Minne und Minnedienst.

Die Schilderung dieser Gegenstände wird einstweilen nur mit wenigen Strichen gegeben. Der Dichter bringt

sie später um so reicher. Niemand kann die Schöne gewinnen. Kriemhild weiß, daß sie schön ist. Es freut sie, der Mittelpunkt glänzender Feste und des Kreises werbender Ritter zu sein: das Hochgefühl jener ritterlichen Gesellschaft des zwölften Jahrhunderts erfüllt und schwellt auch ihre Seele. Aber die Liebe rührt ihr Herz nicht; sie bleibt spröde und ablehnend, von Heirat will sie nichts wissen. Stolz und im Bewußtsein ihrer hohen Abkunft richtet sie nie an einen der fremden Herren ein freundliches Wort der Begrüßung. Ihr liegt nur am Triumph ihrer Schönheit. Und sie lebt ganz der Welt und ihren Freuden zugewendet: die dunkle Kehrseite des Lebens, die die Kirche hervorzukehren liebte, ist für sie nicht da, das Religiöse wird ihr kein Problem und kein Lebenswert. Spätere Not bringt sie wohl der Kirche näher: nach ihres Gatten Tode geht sie eifrig ins Münster, läßt zahllose Seelenmessen lesen und gibt reichlich Almosen. Aber all das bleibt äußerlich, ihr Inneres wird vom Christentum nicht wirklich ergriffen; sie faßt es — ihre Überlegungen bei der geplanten Heirat mit Etzel offenbaren es — wesentlich standesmäßig auf. Damit folgt sie nur den am burgundischen Hofe herrschenden Anschauungen: ein inneres Verhältnis zum Christentum hat man dort nicht.

Auch dem Dichter fehlt es, wenigstens zum Christentum der Kirche. Er hat sich, wie viele seiner Zeit, innerlich von der Religion der Kirche abgewendet, er hält nur an den äußeren Formen fest. Sein Glaube ist: über der Welt waltet ein Geschick, das alles voraus bestimmt, was geschehen soll. Niemand kann dem entgehen, was ihm zugeteilt ist. Und wer verhängt das Schicksal? Man darf im Sinne des Dichters antworten: Gott. Aber jedenfalls nicht ein Gott der Liebe, sondern einer, der in strenger Folge und notwendiger innerlicher Verflechtung das Tun und Leiden der Menschen abrollen läßt, wenn er es so will bis zum vollkommenen Untergang. Im Gottesgedanken liegt jedoch der Schwerpunkt dieser Weltanschauung nicht, das Fatalistische bleibt die Hauptvorstellung.

Diese unerbittliche, strenge Macht ist bei den Ereignissen des Nibelungenliedes von vornherein am Werke. Hinter dem bunten Teppich des glänzenden Lebens am Burgundenhofe, das der Dichter absichtlich breit und in lichten Farben schildert, arbeitet sie und führt das Verderben Schritt für Schritt durch die Handlungen der Menschen — allerdings durch ihre Fehler und ihre Verschuldungen — herbei. So richtet auch der Dichter, wie die Kirche seiner Zeit, den Blick auf den düsteren Hintergrund des Weltgeschehens, nur in anderer Weise. Er lehnt sich dabei an altgermanische, im Kreise der Helden und Ritter nie erstorbene Vorstellungen an, Vorstellungen, die sich mit aufgeklärten seiner Zeit und denen des Islam aufs engste berühren. Mit dem Islam stand ja das zwölfte Jahrhundert in steter Berührung, von ihm hat es ohne Zweifel solche nichtchristlichen Gedanken angenommen oder sich doch in ihnen bestärken lassen. Ist doch Etzels Hof einer, wo Christen und Nichtchristen gleichberechtigt, in völliger Duldsamkeit oder besser religiöser Gleichgültigkeit miteinander verkehren, gewiß ein Beispiel für nicht seltene Fälle. Man denke an die Normannen in Sizilien, man erinnert sich an Lessings Nathan.

Diese düstere Schicksalsmacht kündigt sich jetzt im Liede an. Sie greift drohend in das herrliche Weltleben am Hofe der königlichen Geschwister ein, an die Kehrseite menschlicher Herrlichkeit mahnend. Sie wird es noch oft tun. Die Hinweise auf die Vorausbestimmung ziehen sich durch das ganze Gedicht hin und erzeugen, nach Absicht des Dichters eine bange, ahnungsvolle Stimmung. Denn durch das häufig wiederholte „dereinst sollte dies oder das geschehen" bleibt dem Hörer die Grundanschauung des Ganzen stets im Gedächtnis.

Die erste Ankündigung geschieht durch einen Traum. Kriemhild träumt, sie habe sich einen Falken gezogen; den zerhackten ihr zwei Adler vor ihren Augen. Die Mutter weiß sofort die Deutung: „Der Falke ist ein edler Mann; wenn ihn Gott nicht behütet, wirst du ihn schnell verlieren". Auf die Tochter macht das Erlebnis keinen Eindruck. Leichthin und übermütig lehnt

sie Liebe und Ehe ab. Sie drohen ihrer Schönheit Gefahr und bringen ihr vielleicht Not. Andererseits befriedigt sie vollkommen das glänzende höfische Leben und die Huldigungen der Helden, die um sie werben: ihr Leben soll weiterhin so heiter und schön dahinfließen. Die verständige erfahrene Mutter widerspricht und warnt, die ältere Anschauung der Familie vertretend: „Wahre Herzensfreude gibt der Frau nicht jenes gesellschaftliche Leben, sondern die Liebe des Mannes in der Ehe." Der Pflicht gegen die Gesellschaft stellt Ute die natürliche Pflicht der Frau als Gattin gegenüber.

Aber die junge Kriemhild steht ganz im Bann der neuen gesellschaftlich-ritterlichen Anschauungen. Sie lehnt die Worte der Mutter ab. Altklug meint sie: „Liebe bringt am Ende Leid, darum will ich beiden fern bleiben; dann kann mir nichts zustoßen." Sie glaubt, durch diese Vorsicht ihr Leben selbst in der Hand zu haben. Sie täuscht sich. Denn alles kommt, wie es kommen muß: der Mensch kann die Beschlüsse des Schicksals nicht umstoßen.

Statt sie wankend zu machen, festigt das Erlebnis Kriemhild in ihrer Art zu denken und zu leben. Jetzt wird zum bewußten Entschluß, was vorher mehr unbewußtes Tun war: sie will auf Liebe verzichten. Sie lebt das fröhliche ritterliche Leben weiter, sie faßt es jetzt als Zweck ihres Daseins. Mit einer gewissen Hartnäckigkeit versteift sie sich auf ihren Standpunkt — eine Wesenseigenschaft, die sich in ungeheurer Steigerung später wiederholen wird.

Was meint der Dichter mit alle dem? Er sagt: die schöne, viel umworbene Königstochter, von den modernen Gedanken des höfischen Gesellschaftlebens und des Minnedienstes ganz erfüllt, wendet sich bewußt ab von dem, was vorher als wahres Glück und Pflicht der Frau galt: eheliches Leben und Kinder. Ein neuer Individualismus und die alte Pflichtmäßigkeit der Sippe stoßen zusammen. Der Zusammenstoß ist nicht allzu schwer zu nehmen. Handelt es sich doch mehr um den lebenslustigen unverständigen Sinn eines jungen Mädchens.

Aber der kleine Zug bedeutet doch etwas: dergleichen wird in immer größerer Steigerung wiederkehren. Und der spröde Stolz der Jungfrau, der so wenig rücksichtsvoll den Gästen des Hofes und den ritterlichen Bewerbern gegenüber tritt, er weist darauf hin, daß in Kriemhilds Seele trotz aller Kultur doch noch etwas Starres, Ungebändigtes geblieben ist, das sich unliebenswürdig offenbaren kann. — Gedankenrichtungen des Jahrhunderts prallen hier aufeinander. Man erinnert sich der Worte Wolframs v. Eschenbach über die Minne, die ein offen süeze wirtes wîp im Gegensatz zu heimlicher Liebe gewährt. Es ist nicht derselbe Gedanke, doch hängt er mit dem, worum es sich hier handelt, im letzten Grunde zusammen.

Der Ruhm von Kriemhilds Schönheit breitet sich immer weiter aus. Diese Schönheit, ihr von den höfischen Idealen gehobener Sinn ziehen immer mehr Ritter an den Hof. Viele trachten danach sie zu erwerben, aber Kriemhild erhört niemand. Sie bleibt unvermählt, weil es auch keiner wagen kann, sie mit Gewalt zu entführen: zu mächtig und stark sind Gunther und seine Helden.

Doch jener Traum war nicht leer. Er hat den Vorhang vom Hintergrund des Weltgeschehens ein wenig gelüftet. Die stolze, spröde Maid wird bald anders denken und fühlen: sie erliegt der Allmacht der Liebe.

In den Niederlanden wächst Siegfried heran, der Sohn des Königs Sigmund und der Sieglinde. Wie es sich für den königlichen Sproß eines vornehmen Geschlechtes geziemt, wird er sorgfältig und der Sitte gemäß erzogen. Zuerst in der Stille der Familie, dann am Hofe unter den ritterlichen Helden, in der Gesellschaft. Erfahrene Männer, die das feine Wesen beherrschen, unterweisen ihn, nie bleibt er ohne Aufsicht. So wächst er zu einem freundlichen, liebenswürdigen, höfischen Jüngling heran. Man sieht ihn gern, viele werden ihm gewogen, besonders die Damen: Herrinnen wie Mädchen wünschen, daß er immer am Hofe weile und an dem gesellschaftlichen Wesen teilnehme.

Bald ist der junge Mann auf der Höhe ritterlichen Lebens: er wirbt mit Urteil um schöne Frauen, er bewegt sich sicher in den Formen des galanten Minnedienstes. Den Damen macht es keine Schande ihn zu lieben, sie schenken ihm gerne ihre Gunst. Von wîp und megeden spricht der Dichter dabei, nicht von frouwen: für den Königssohn bedeuten diese Liebeleien nur niedere Minne. Siegfried ist von vornherein ein anderer als Gunther, tiefer eingetaucht in das moderne Wesen, er ist eben ein Niederländer. Man darf gewiß bei der Schilderung des Hofes zu Santen an die Rolle denken, die die niederrheinische höfische Kultur im zwölften Jahrhundert spielte.

Hervorstechend ist Siegfrieds heldische Anlage. Seine körperliche Kraft entwickelt sich ungeheuer, niemand kommt ihm darin gleich. Die ritterliche Ausbildung am Hofe des Vaters macht ihn bald zu einem waffentüchtigen Jüngling, glänzenden Jäger, schnellen Läufer, der seinesgleichen nicht hat. In allen Dingen gewinnt er den Preis. Er bewährt sich als vornehmer Mann, als Zierde des Reiches seines Vaters, wert einst selbst König zu sein. Von gelehrter Bildung, die einen Walther und Alexander zierte, hören wir nichts. Die Zeiten haben sich geändert: die gesellschaftlich-ästhetische hat die Herrschaft übernommen, sie, die schon im „König Rother" erkennbar war.

Der Sitte entsprechend erhält Siegfried an einem großen Fest das Schwert. Der Vater läßt ihn an dem Tage Länder und Burgen verleihen, die Vasallen des Reiches erklären sich bereit, den jungen Ritter als Herrn anzunehmen, der Vater scheint die Absicht zu haben, auf die Krone zu verzichten: als höfischer Ritter, als gewaltiger Held, als Herrscher ist Siegfried nun anerkannt, ein Musterbild des Fürsten und Herrn seiner Zeit, ganz modernen Stiles, anders als Gunther.

Aber wie Alexander mag auch Siegfried die Krone nicht tragen so lange die Eltern leben. Er läßt sich die Befugnis vom Vater erteilen, aller Gewalttätigkeit im Lande zu steuern. Er will mit seiner Kraft dem Frieden

und dem Wohle des Landes dienen, gerade wie die deutschen Könige, die vor allem den Landfrieden zu sichern trachteten. Sein Tatendrang richtet sich noch aufs Politische.

Aber diese pflichtmäßige Auffassung seines hohen Amts ist doch nicht der letzte Beweggrund zu verzichten, und die Richtung aufs Politische wird nicht genommen. Denn ähnlich wie bei Alexander spricht ein anderes mit, etwas ganz Persönliches. Der junge Held möchte erst durch eigene Taten beweisen, daß er wert sei, König zu heißen. Dazu kommt ein überquellendes Kraftgefühl, das sich mit zunehmenden Jahren immer stärker in dem Jüngling regt: wie Alexander hat Siegfried etwas vom Übermenschen an sich. Jetzt ergreift ihn die Lust zu ritterlicher Tat als solcher.

In dieser Stimmung, die der Dichter gewiß billigt, verläßt er den Hof des Vaters und durchzieht die Lande, um in ritterlichem Kampf seine Kraft und Überlegenheit zu zeigen. Er kommt bei seinen Fahrten weit herum, auch zu Etzel nach Ungarn. Immer stärker erfaßt ihn der Drang der Zeit nach wunderbaren, romantischen Abenteuern, jener Drang, der durch die Kreuzzüge erweckt im „Herzog Ernst" literarisch hervortrat und später im Artusroman, vom Politischen und Nationalen ganz losgelöst und rein aufs Ritterlich-Ethische übertragen, die Einbildungskraft der höfischen Gesellschaft bestimmte. Der Dichter erzählt eine Reihe solcher Abenteuer Siegfrieds. Mögen sie auch auf alter Sage beruhen, im Zusammenhang des Nibelungenliedes muß man sie als Wundergeschichten bewerten, die den Abenteuergeist der Zeit ausdrücken, gerade so wie die Abenteuer der Artusromane. Zum Modern-Gesellschaftlichen tritt jetzt im Leben des jungen Königssohns das Romantisch-Abenteuerliche. Aber noch immer erweist er sich dabei hilfreich wie ein echter Ritter.

In Norwegen teilt Siegfried den Söhnen Nibelungs den reichen Schatz des Vaters; zum Lohn erhält er das gute Schwert Balmung. Doch es erhebt sich ein Streit. Siegfried muß sich gegen zwölf Riesen wehren,

dann gegen die Söhne Nibelungs selber mit ihren Helden: er erschlägt sie alle. Darauf bezwingt er den Zwerg Alberich und gewinnt ihm die wunderbare Tarnhaut ab, die unsichtbar macht und die Stärke von zwölf Männern verleiht. Nun wird er Herr über Hort und Land der Nibelungen. Er setzt die Reise fort, die jetzt ganz abenteuerlich wird; dabei tötet er den Drachen Mit dessen Blut härtet er seine Haut bis auf eine Stelle zwischen den Schultern, durch die ihm später Hagen den Tod gibt. Die Wanderung führt ihn auch nach Island zu Prünhild. Er lernt Land und Leute dort kennen, er bewundert die strahlende Schönheit der Herrin, doch er wirbt nicht um sie. Gewiß nicht, weil er sich zu schwach fühlte, aber Siegfried ist bereits durch seine Erziehung und das Leben am niederländischen Hofe ein Mensch der neuen, durch Minne und Minnedienst verfeinerten Zeit; die Art der Werbung, welche Prünhild verlangt, ist nicht nach seinem Geschmack, die Hoffahrt des Mannweibes stößt ihn ab. Das Weib, das auf ihn Eindruck machen soll, muß von anderer Art sein.

Viele Wundertaten verrichtet der junge Ritter, die Welt allein durchziehend. Er wird weit bekannt und berühmt als der Held von Niederlanden.

Die großen Erfolge und das Gefühl ungeheurer Kraft geben Siegfried gewaltiges Selbstvertrauen (übermuot) und vermehren seinen Königsstolz.

Minne war dem Jüngling nicht fremd geblieben, aber das Lied meldet ausdrücklich: unglückliche Liebe kannte er bisher nicht. Die Damen am Hofe seines Vaters waren nicht spröde, jedoch die Liebe zu einem unerreichbar scheinenden Weibe, die Allgewalt einer Leidenschaft mit ihrem Fürchten und Hoffen, ihrer Begeisterung und Niedergeschlagenheit, ihrer Ergebenheit und Dienstbeflissenheit, die Macht, von der Veldeke und Eilhart erzählen und die Minnesänger dichten, hat Siegfried noch nicht empfunden. Wie sich Kriemhild, nur bedacht auf ihre Schönheit und erfüllt von der Freude am geselligen Leben, stark genug fühlte, der Minne zu widerstehen und ihren Leiden zu entgehen, so ahnt auch Sieg-

fried, geschwellt von Kraftgefühl und getrieben von der Lust zu Abenteuern, nichts davon, wie sehr die Liebe auch den Stärksten verwandelt.

Beider Schicksal erfüllt sich, als sie am Hofe zu Worms zusammentreffen. Mit höfisch-ritterlicher Bildung und gesellschaftlichem Leben, mit Abenteuerwesen tritt nun die dritte große Idee des ausgehenden zwölften Jahrhunderts im Nibelungenliede und zwar beherrschend hervor: die Minne.

Von seinen Fahrten zurückgekehrt denkt Siegfried an eine Heirat. Natürlich kommt für ihn nur eine Königstochter in Frage. Auf Prünhild richten sich seine Gedanken aber nicht: sie fesselt den Helden der modernen Zeit nicht. Nun hört er erzählen, in Burgund lebe eine wunderbar schöne Jungfrau. Sie sei das Muster höfischer Zucht und gebildeten Sinnes, aber stolz und abweisend; sie erhöre nie einen Bewerber. Gerade das reizt den jungen Helden, wie ihm das Moderne an ihr gefällt. So erklärt er kurzweg und selbstbewußt, als ihn Verwandte und Vasallen ermahnen zu heiraten: „ich will Kriemhild nehmen". Er kennt sie gar nicht, ein inneres Verhältnis zu ihr besteht nicht, wird auch nicht erstrebt: es genügt, daß die Schöne den Anforderungen des Standes und der Zeit entspricht. Nehmen will er sie, nicht umwerben. Es ist eine Brautwerbung alten Stils, die hier eingeleitet wird: man kennt eine solche aus dem „König Rother".

Weil Kriemhild nie jemand erhört, vermutet man in Santen, daß die mächtigen und starken Brüder — wie im Rother der Vater Konstantin — Schwierigkeiten machen. Man meint, es könne nur eine gewaltsame Werbung in Frage kommen. Die burgundischen Könige gelten als hochfahrend. Die Eltern sind deshalb über die Absicht des Sohnes nicht erfreut, sie glauben, Gewalt werde in Worms nicht zum Ziele führen. Aber gerade die Gefahr reizt Siegfrieds heldischen Sinn; er versteift sich auf die schöne Burgunderin. „Lieber will ich auf die Minne edler Damen verzichten, wenn ich die nicht lieben soll, die mein Herz begehrt." Alle guten Rat-

schläge nützen nichts. Der schon stark entwickelte abenteuerliche Sinn regt sich wieder und tritt bei der Werbung in den Vordergrund: jetzt nimmt sich Siegfried sogar vor, Gunther zu zwingen, ihm Reich und Leute abzutreten, wenn er die Schwester nicht gutwillig hergebe. Der Vater muß nachgeben. Bedächtig stellt er dem Sohne ein großes Heer zur Verfügung, Kriemhild zu gewinnen. Denn es ist für den alten König selbstverständlich, daß man solch schwierige Sache in herkömmlicher Weise unternimmt.

Aber Siegfried denkt nicht politisch, sondern romantisch, nicht wie ein Held der alten Zeit, sondern wie ein moderner Artusritter. Allein durch seine persönliche Kraft und Tapferkeit will er die Schöne erwerben: mit elf Genossen reitet er unbesorgt und selbstbewußt an den Hof der drei Könige. Der Gedanke der Werbung wird von der Lust am Romantischen überdeckt: es soll ein Abenteuer werden, wie er vorher schon so manches bestanden hat. Siegesbewußt zieht er von dannen. — Wieder läßt der Dichter auf diesem Höhepunkte der Stimmung einen dunkeln Ton durchklingen: „Helden und Mädchen weinten, als Siegfried nach Worms zog; ihr Herz ahnte wohl, daß es den Tod vieler Freunde bedeutete“ — der Hinweis auf das Schicksal.

Das Unternehmen läuft ganz anders ab, als es sich der junge Abenteurer vorstellt. Siegfried hat sich von den Brüdern seiner Erwählten offenbar ein ganz falsches Bild gemacht. Er hält sie wohl für eigennützige, eifersüchtige Hüter der Schwester und übermütige Recken, deren Hochmut vor allem eine Dämpfung fordere. So läßt er in Worms seinem Kraftgefühl und seinem romantischen Abenteuerdrang freie Bahn, so sehr, daß er zunächst Kriemhild ganz vergißt — es ist ja nicht Liebe, die ihn treibt —, und daß ihn der abenteuerliche Drang weit übers Ziel schießen läßt.

Man empfängt den Jüngling am Hofe der Sitte nach höflich und will ihm, wie es sich gehört, Roß und Waffen abnehmen. Aber Siegfried lehnt kurz angebunden ab: er verlangt gleich nach dem König, er

will ihn herausfordern. Der König und seine Recken empfangen ihn ebenfalls sehr höflich. Aber der Niederländer, in seiner falschen Vorstellung befangen, antwortet nicht so, wie es sich ziemte, er geht gleich bis zum Äußersten: „Ich habe gehört, daß in Eurer Umgebung die kühnsten Helden sind; ich bin gekommen zu sehen, ob das wahr ist. Ich höre auch, daß Ihr selbst ein tapferer Mann seid; auch das möchte ich erproben. Ich denke Euch im Kampfe Land und Burgen abzugewinnen. Wir wollen kämpfen. Wer siegt, erhält des andern Reich, du meines und ich deines." Man erinnert sich ähnlicher Auftritte am Hofe des Artus, wenn etwa ein übermütiger Ritter den König und seine Tafelrunde mit Drohungen oder Taten herausfordert und beleidigt: in diesem Stil ist die Erzählung von Siegfrieds Auftreten zu Worms gehalten.

Die Könige sind solchen Betragens und dieser Art um Land und Leute zu kämpfen, nicht gewöhnt. Als vernünftigen Männern liegt ihnen Abenteuersinn und Ritterromantik sehr fern. Sie können sich in die Denkart des Fremden nicht hineinversetzen, um so weniger als er allein, nur mit elf Genossen, kommt. „Wodurch hätte ich das verschuldet", sagt Gunther, „das zu verlieren, was schon mein Vater besessen hat?" Gernot erklärt: „Wir haben nicht die Absicht etwas, was wir von Rechtswegen besitzen, ohne vernünftigen Grund durch blutigen Kampf gleichsam neu zu erwerben. Wir wollen auch nicht das Leben unserer Helden ohne Not aufs Spiel setzen." Der Geist des besonnenen, ererbten Rechtes und königlicher Pflicht sich bewußten Heldentums älterer Zeit spricht aus diesen Worten.

Die burgundischen Mannen zürnen. Gunthers und Gernots Zurückhaltung geht ihnen gegen die Ehre. Ortwin ist bereit zum Kampf, um den unerträglichen Hochmut des Fremden zu dämpfen. Siegfried vermehrt die Spannung. Auf seinen höheren Rang als Königssohn pochend fährt er Ortwin, den Vasallen, an: „Als Mann eines Königs darfst du dich nicht gegen mich vermessen." Der Neffe Hagens begehrt wütend auf, muß

aber auf Befehl Gernots Ruhe halten. Der Oheim hat bisher vorsichtig geschwiegen. Jetzt tritt er, seine Worte abwägend, auf die Seite seiner Herren: „Wir haben keinen Anlaß zum Streit. Meine Herren haben Siegfried nichts getan.“ Da fährt dieser auch ihn übermütig und spottend an: „Wenn Euch meine Worte verdrießen, werde ich Euch gern zeigen, was meine Hände vermögen.“ Die Lage spitzt sich mehr und mehr zu: Siegfried höhnt „Warum greifen Hagen und Ortwin nicht zu den Waffen?“ Er will die Burgunder zum Kampfe reizen, seiner Überkraft vertrauend. Der Dichter betont die Überheblichkeit des höherstehenden Königssohns gegenüber den Vasallen stark. Es ist aus „König Rother“ bekannt, daß solch Benehmen nicht der guten Sitte entsprach.

Die burgundischen Könige befinden sich in peinlicher Lage. Sie kennen die gewaltige Kraft des Gegners aus Hagens Erzählung, um so weniger haben sie als besonnene Helden Lust mit ihm anzubinden, und doch kann ihre Ritterehre die übermütigen Worte des andern nicht hinnehmen; zudem wächst die Erregung der beleidigten Vasallen. Mit Mühe hält Gernot noch Ortwin und Hagen zurück: er wiederholt, es hat keinen Zweck und bringt wenig Ehre, hier das Blut der Helden fließen zu lassen; sie sollen schweigen. Gehorsam enthalten sich die burgundischen Mannen weiterer Gegenrede, aber sie verschließen nur den Groll in der Brust: schwer beleidigt verharren Hagen und Ortwin in Schweigen — ohne zu vergessen.

Das verständige Benehmen der Könige macht auf Siegfried Eindruck. Er lenkt ein. Auch erinnert er sich wieder an das, was er eigentlich in Worms will. So gelingt es schließlich Gernot und Gunther durch ihre Ruhe und Höflichkeit den hitzigen Jüngling zu besänftigen, ohne sich etwas zu vergeben. Mit den höflichen Wendungen der ritterlichen Gesellschaft bieten sie ihm den Willkomm und ihren Dienst: „Alles, was wir haben, steht Euch zur Verfügung, wenn Ihr es in anständiger Weise begehrt: wir werden es gern mit Euch teilen.“

Siegfried, durch diese Höflichkeit überrascht, muß einsehen, daß er sich von den burgundischen Brüdern ein falsches Bild gemacht hat und zu weit gegangen ist. Aus ihren ruhigen, entgegenkommenden Worten darf er entnehmen, daß er keinen grundsätzlichen Widerstand gegen seine Werbung finden wird, wie er ursprünglich meinte. So zieht er andere Saiten auf. Er nimmt die angebotene Gastfreundschaft der Könige an und steht von seinem romantisch-abenteuerlichen Vorhaben ab. Ehrerbietig behandelt lebt er nun als Gast am burgundischen Hofe. —

Siegfrieds Auftreten in Worms ist ohne Zweifel rücksichtslos, unhöflich, beleidigend, ganz abenteuerlich-romantisch. Es ist auch zwecklos. Denn über dem Streit vergißt er zuerst die Werbung! Ihn reißt die reine Lust am Abenteuer hin, die Vernünftigen sind die Burgunden. Was will der Dichter sagen? Der Auftritt hat eine ähnliche Bedeutung wie der kleine Zusammenstoß zwischen Kriemhild und der Mutter Ute: der moderne Individualismus gerät mit der pflichtmäßigen Denkart älterer Zeit zusammen. War es dort der Drang, sich in gesellschaftlicher Freude auszuleben und die Pflichten als Gattin und Mutter beiseite zu stellen, so ist es hier modern-abenteuerlicher Geist, der in erster Linie daran denkt, der eigenen Kraft freie Bahn zu geben, der sich ohne Rücksichten über Vernunft, Recht, Sitte, pflichtmäßige Gesinnung hinwegsetzt. Verstärkte dort der spröde Stolz der Jungfrau den Gegensatz, so verschärft hier das Kraftgenialische in Siegfried das Peinliche der Sache. Im Vorauer und Straßburger Alexander verband es sich wenigstens noch mit dem Politischen. Hier, zum rein Abenteuerlichen gesellt, wirkt es in seiner Zwecklosigkeit noch verletzender: der Dichter zeigt eben, daß trotz aller höfischen Erziehung und Kultur in Siegfrieds Seele noch etwas Ungebändigtes geblieben ist, das hart und häßlich herausbrechen kann. Ganz wie bei Kriemhild. Neue und alte Zeit treten auch hier in Gegensatz: die Liebe des Dichters ist nicht bei Siegfried, so flott der junge Held geschildert wird. Beweis ist der Fort-

gang der Ereignisse. Denn der Auftritt hat ernste Folgen, die nur nicht gleich klar und deutlich hervortreten: er wird der erste Anlaß zu Siegfrieds Tod.

Siegfried nimmt als Gast an allen Spielen und Festen des Hofes teil. Die gewaltsame Werbung um Kriemhild gibt er auf. Da er aber die Königstochter als Gattin besitzen möchte, gesellt er sich zu den Rittern, die sie umwerben. Damit tritt er in den Kreis hinein, dessen Geist und Stimmung diese Frau bestimmt. Er hört von ihr erzählen, er sieht, wie sich die Herren in ihrem Dienste bemühen, wie sie nach ihrer Gunst streben. Er erfährt, wie schwer es ihnen die Umworbene macht, wie unnahbar sie ist. Bald erkennt er: so wie er sich in Santen die Werbung gedacht hat, mit einfach zugreifender Gewalt ist die Schöne nicht zu gewinnen, sie steht viel zu hoch über der Schar der Bewerber. Und selbst wenn sie der Gewalt erreichbar wäre, er würde solche nicht anzuwenden wagen. Denn unter dem Einfluß jenes Kreises und dessen Anschauungen von Minnedienst und hoher Liebe hat sich auch seine innere Stellung zur Königstochter ganz gewandelt. Trieb ihn ursprünglich eigentlich nur das Verlangen des Recken nach der schönen, spröden, streng behüteten Maid und die Abenteuerlust, so erwacht nun in seiner Seele ein Gefühl für sie. Seine Einbildungskraft entzündet sich: bald liebt er, wie die andern, und zwar mit der Sehnsucht des Jünglings nach einem unbekannten Ideal.

Und diese edle Liebe verändert sein Wesen. Kriemhild erblickt den liebenden Ritter manchmal von ihrem Fenster aus: hätte dieser gewußt, daß ihn die Geliebte sähe, so wäre es für ihn die schönste Unterhaltung gewesen, auf die höfische hätte er dann gerne verzichtet. Hätte er sie gar gesehen, wäre es ihm als sein größtes Glück erschienen. Mußte er sich von Hofe weg, aus ihrer Nähe entfernen, dann machte ihm die Liebe große Pein.

Er hatte gedacht, schnell mit der Braut nach den Niederlanden zurückzukehren. Aber die Liebe hält ihn jetzt in Worms fest, obwohl im kaum Hoffnung winkt. Er begleitet die Könige auf ihren Reisen ins Land, er

nimmt weiter an ihrem fröhlichen Leben teil, doch Kriemhild sieht er nie: er gehört wohl zu den Gästen, aber nicht zu den Vertrauten des Herrscherhauses. Kein Wunder. Sein erstes schroffes Auftreten ist nicht vergessen: trotz aller Höflichkeit, mit der man ihn behandelt, bleibt in Gunthers und Gernots Herz eine gewisse Kühle, bei Hagen und Ortwin eine starke Abneigung, vielleicht Haß zurück. So erreicht Siegfried sein Ziel nicht. Die Könige merken wohl, was er will, aber sie kommen ihm nicht entgegen. So lebt, liebt und dient er ein ganzes Jahr. An Heimkehr denkt er nicht.

Aber sein Dienst bleibt doch nicht vergebens. Auch die sonst so spröde, stolze Königstochter wird von der Macht der Liebe ergriffen. Man erzählt ihr von Siegfried, seiner Stärke, seinem ritterlichen Wesen, seinen Abenteuern. Er zeichnet sich bei den Kampfspielen der Männer aus und macht sich in Gesellschaft den Damen — gemeint sind die verheirateten — angenehm: sie verlieben sich in ihn. Man merkt, daß „hohe Minne" sein Gemüt erfüllt und sein Handeln lenkt: eine hochstehende Frau hat es ihm sichtlich angetan. Um so mehr spricht man in der Kemenate von dem interessanten ritterlichen Heldenjüngling. Es ist ein neuer Typus, der mit ihm in den Kreis der Hofgesellschaft getreten ist: der berühmte, gewaltige, in vielen schweren Kämpfen erprobte ritterliche Abenteurer, der von hoher Minne ergriffen unermüdlich und entsagungsvoll dient. Und wie Siegfried, ohne Kriemhild zu kennen, von Liebe zu ihr entbrennt, so nun auch Kriemhild in Liebe zu ihm, ohne daß sie weiß, ob sie Gegenliebe findet. Es wiederholt sich, was wir im „König Rother" von Konstantins Tochter, in der Eneide von Lavinia lesen, und was der Kürenberger von seinem Mädchen singt.

Die Einbildungskraft der Liebenden beschäftigt sich dauernd mit „ihm". Heimlich richtet sie Worte der Liebe an den Entfernten, vom Fenster aus sucht sie den Jüngling bei den Kampfspielen auf dem Hofe zu erkennen. Seine bloße Anwesenheit beglückt sie; wenn Siegfried mit den Brüdern Worms verläßt, wird sie traurig. Ein

Jahr lang dauert dies Verhältnis: während desselben sieht Kriemhild den Geliebten niemals in der Nähe, aber dennoch ist er ihr geliebter Herzensschatz. Freilich, merken läßt sich die Jungfrau nichts, das wäre gegen die gute Sitte.

Siegfried und Kriemhild sind jetzt beide wie verwandelt. Das kraftgeniale Selbstgefühl, das hochfahrende Wesen, der abenteuerliche Drang in die Ferne ist bei jenem dienender Liebe gewichen, die ihn in der Nähe der Geliebten festbannt. Der trotzige Held, der die burgundische Königstochter mit Gewalt „nehmen" wollte, ist zum sehnenden Liebhaber geworden, der kein höheres Ziel kennt, als die Aufmerksamkeit der verehrten erhabenen Herrin auf sich zu lenken. Und die spröde Kriemhild, die keinen Ritter grüßte oder gar erhörte, die Liebe und Ehe weit von sich wies, hat nichts anderes im Sinne als „ihn". Wir sehen sich den Fortschritt der Zeiten spiegeln: Rother und Konstantins Tochter, Eneas und Lavinia, Siegfried und Kriemhild — immer leidenschaftlicher wird die Liebe, immer reicher und feiner ihre Schilderung durch die Dichter.

Man könnte im Hinblick auf die dichterisch-verständnisvolle Darstellung der Liebe glauben, der Verfasser des Nibelungenliedes stelle die hohe Minne als höchsten Wert des ritterlichen Lebens in den Mittelpunkt seiner Gedankenwelt. Aber das ist nicht der Fall. Der Fortgang der Handlung zeigt das klar. Denn der Dichter erzählt da, wie die beiden Liebenden nun dem elementaren Drange ihres Gefühls nachgeben, wie sie sich mit Ausschließlichkeit in ihre Liebe versenken und bloß an sich, an ihre persönliche Angelegenheit denkend, alles diesem Gefühl unterordnen, auch Rücksichten und Pflichten, die zu beobachten, Anschauungen der Zeit, die zu schonen gewesen wären. Individualisten bleiben sie nach wie vor: sie sind Egoisten der Liebe. Heinrich v. Kleist schildert im Prinzen v. Homburg ähnliche Stimmungen.

Siegfried lebt am Hofe, ohne sich seinem Ziele zu nähern. Die Könige kommen ihm nicht entgegen, sein „Dienst" in Ritterspiel und Gesellschaft hilft ihm nichts.

Endlich bietet der Sachsenkrieg die erwünschte Gelegenheit weiter zu kommen. Gunther, der noch nie einen Feind in den Grenzen seines Landes sah, ist über die Kriegsdrohung schwer in Sorge, weil er sich dem Überfall gegenüber nicht hinreichend vorbereiten kann. Sogar Hagen sieht ein, daß die Burgunden in diesem Falle hilflos sind, nur Siegfried kann helfen. Der stolze Vasall der drei Könige gewinnt es über sich, Gunther zu raten, sich an den Gast zu wenden. Gunther möchte es nicht, er zögert dem Rate zu folgen. Sein Verhältnis zu Siegfried ist noch kühl, er wünscht offenbar, dem einst so übermütigen Manne gegenüber keine Verpflichtungen einzugehen. Da bietet sich der Held selbst an: „Ich habe Euch nie etwas abgeschlagen, ich werde Euch als Freund bei allem helfen." Dienstbeflissen will er mit tausend Burgunden den Krieg ausfechten. Gunther freut sich sehr über das Anerbieten: erkennt er doch nun klar, daß sich Siegfried innerlich gewandelt hat. Er nimmt an. Die Feinde werden besiegt, ihre Könige, Lüdeger und Lüdegast, Gunther übergeben. Siegfried tut alles nur im Hinblick auf Kriemhild: durch diese Leistung hofft er ihr näher zu kommen; sein Kampf ist Minnedienst. Wie anders jetzt! Als er nach Worms kam, wollte er Gunther sein Reich abnehmen, jetzt ist er glücklich, es ihm erhalten zu dürfen.

Der Sieger kehrt nach Worms zurück und wird höflich und freundlich empfangen. Aber auch diese große Gefälligkeit gegen die burgundischen Brüder, von der sich Siegfried alles versprach, bringt ihn nicht zum Ziel: niemand fragt nach seinem Herzenswunsch. Darum verzweifelt er und will nach Santen zurückkehren. Er, der einst Kriemhild „nehmen" wollte, ist ganz klein geworden, er wagt nicht einmal eine Frage, eine unmittelbare Werbung. Von dem hochfahrenden Ritter der früheren Zeit ist nichts mehr übrig. Ihn quält die hoffnungslose Stimmung des Liebenden neueren Stiles. Als er Abschied nehmen will, wird Gunther entgegenkommender: er bittet ihn zu bleiben. Nun schöpft der Liebende wieder Hoffnung, er reitet nicht weg — nur

um Kriemhilds willen, sagt der Dichter ausdrücklich, nur in der Aussicht, die Schöne endlich einmal — zu sehen! Siegfried ist sehr bescheiden geworden.

Auch Kriemhilds Herz wird immer stärker entflammt. Gerade die Trennung von Siegfried durch den Krieg vermehrt ihre Liebe. Um so glücklicher ist sie, als die Nachricht kommt, der Geliebte sei mit allen Freunden wohlbehalten wieder zurückgekehrt. In ihrer Freude wagt sie jetzt schon mehr: sie läßt den Boten heimlich ins Frauengemach holen und fragt ihn aus. Sie hört mit inniger Befriedigung, daß Siegfried das Beste im Kampf geleistet hat und wird rot vor Freude. Alles erinnert an „König Rother", nur sind die Empfindungen stärker geworden. Beim Einzug der Helden tritt sie ins Fenster und schaut nach ihm aus.

Aber noch immer kommen die Liebenden nicht zusammen. Siegfried darf sich Kriemhild trotz seiner Dienste nicht nähern, die Könige machen keine Anstalten, dem Gast eine Begegnung mit der Schwester zu ermöglichen. Wieder verzweifelt der Held, er glaubt, sein Ziel nicht erreichen zu können.

Gunther hat natürlich längst bemerkt, daß der Gast seine Schwester liebt. Er hat auch nichts gegen diese Liebe, namentlich seitdem ihn die wirksame Hilfe im Sachsenkrieg von der redlichen Gesinnung des gewaltigen Helden und seiner inneren Umwandlung überzeugt hat. Aber Minneangelegenheiten liegen weder ihm noch seinem ersten Vasallen und Ratgeber. So muß erst Ortwin die Anregung geben, die schöne Herrin in die Gesellschaft zu bitten und dadurch eine Begegnung mit Siegfried möglich zu machen. An dem Pfingstfest sieht der Recke die Geliebte.

Aber die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches drückt ihn tief herunter. Er empfindet Freude und Schmerz zugleich. Denn Kriemhild macht auf ihn einen überwältigenden Eindruck. Wie das Morgenrot aus trüben Wolken bricht, so tritt sie hervor, das Schönste, was man auf der Welt sehen kann. Wie der volle Mond vor den Sternen steht sie vor ihren Damen. Der junge

Ritter kann sich nicht denken, daß er dies herrliche Mädchen lieben dürfe — eitle, vermessene Hoffnung, sie zu besitzen! Er fühlt sich tief unter ihr stehen, er fühlt, wie sich zwischen ihm und ihr ein Abgrund auftut. Auch vorher sah er eine Kluft zwischen sich und ihr: die Macht und der Stolz der burgundischen Könige, ihre kühle Zurückhaltung legte sich seinen Wünschen in den Weg. Jetzt steht es ganz anders, wie er meint, noch aussichtsloser, es ist die Herrlichkeit der Geliebten selbst, die ihn erdrückt und ihm die Erfüllung seines Wunsches unmöglich macht.

Aber es scheint nur so. Denn Kriemhild ist nicht mehr die alte, nicht mehr die stolze, als welche sie den übrigen Bewerbern entgegen trat. Ihr sprödes Wesen ist geschmolzen. Gunther fordert sie auf, Siegfried zu grüßen, d. h. durch Anrede auszuzeichnen und damit als willkommenen Gast anzuerkennen. Und sie, die nie einem fremden Helden den Gruß gewährt hat, grüßt den Niederländer gern und mit liebenswürdigem Anstand. Sie läßt es sich gern gefallen, daß sie Siegfried nach der Begrüßung, der Sitte der Zeit gemäß an der Hand feierlich zum Münster führt. Und mehr: sie schaut ihn mit verliebten Augen an, aber nur heimlich; und heimlich drückt sie ihm antwortend die Hand. Ähnlich wie Konstantins Tochter offenbart sie dem Geliebten unmittelbar, ohne Ziererei oder Sprödigkeit ihre Neigung. Schließlich gewährt sie ihm die höchste Auszeichnung, die die Dame des Hauses erteilt: den Kuß. Es ist die Stimmung des älteren Minnesangs, die über dieser Begegnung liegt — Kürenberg.

Siegfried fühlt sich überglücklich. Er errötet bei dem Gruß, der Kuß ist ihm das höchste Glück, was ihm bis dahin zuteil geworden ist. Nach der Kirche beginnt er mit Kriemhild eine höfische Unterhaltung. Sie dankt ihm nun persönlich, daß er für ihre Brüder und zugleich für sie als Miterbin des Reiches so glänzend gekämpft habe. Hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit versichert er: „Ich werde den Brüdern immer dienen und will mein Haupt nicht eher niederlegen als bis ich mein Tun

ganz mit ihrem Willen in Einklang gebracht habe." Der übermütige Recke, der den Königen ihr Land abnehmen wollte, nennt sich jetzt ihren ergebensten Diener; er ist ganz Dienstbeflissenheit. Er fügt hinzu „es geschieht aber nur um Euretwillen, Kriemhild, meine Herrin!" Das bedeutet: seinen Dienst bei den Brüdern soll Kriemhild auffassen als ihr gewidmet, als ritterlichen Minnedienst; er bietet ihr den für sein ganzes Leben an. Sie widerspricht nicht. So begründet sich zwischen beiden ein Minneverhältnis, welches darauf abzielt, daß der Liebende die Geliebte zur Frau gewinne. Die Dichtung wird dies Minneverhältnis, insonderheit den Dienst des Ritters, genauer schildern: vorher hat sie sich nur mit Andeutungen über diese Seite der modernen Kultur begnügt.

Zwölf Tage dauert das Fest. Siegfried sieht die Geliebte täglich und ist immer mit ihr zusammen, wenn sie sich in der Gesellschaft zeigt. Die Könige sind mit der Werbung einverstanden, ihr Verhältnis zu dem Gaste wird immer freundlicher: der erste unangenehme Eindruck scheint verwischt zu sein. Man nimmt Siegfried nun in den Kreis der Freunde auf: Gunther befragt ihn um Rat und befolgt, was er sagt. Damit wird Hagen, sonst der bewährte Rat der Burgunden, beiseite gedrängt. Wir dürfen annehmen, daß dies die Stimmung Hagens dem Fremden gegenüber nicht verbessert.

Die Schüchternheit der Liebe hat Siegfried so überwältigt, daß er trotz der heimlichen Zeichen von Gegenliebe nicht hofft: er glaubt Kriemhild nicht wert zu sein, Sehnsucht verzehrt ihn. So will er hoffnungslos wieder abreisen. Man bringt ihn davon ab. Diesmal ist es Giselher, der ihn mit neckischer Anspielung auf die Schwester hält. Und wirklich: Kriemhild zu Liebe bleibt er, jetzt zum dritten Male! Nun darf er sie täglich sehen, auch ohne festlichen Anlaß. Er kommt den Geschwistern immer näher, er wird in den engeren Kreis der Vertrauten und Verwandten aufgenommen. Kriemhild ist sein Leben. Aber noch immer wird sie nicht die Seine.

Der Dichter stellt mit alledem dar, was seine Zeit bewegte und anzog: das liebende Weib, das sich dem

Geliebten entgegensehnt und dessen Werbung wünscht, den verliebten Ritter, der alles, was er leidet und tut, dem Dienst der Herrin widmet. Mädchen und Mann bis in die Tiefen ihres Wesens durch die Liebe verändert und erweicht, ins Gegenteil von dem verwandelt, was sie vorher waren. Beide jetzt, im Sinne der ritterlichen Gesellschaft wahrhaft moderne Menschen — die Macht der Minne.

Aber wir wollen nicht vergessen: so freundlich der Dichter beiden Gestalten gegenübersteht, so liebevoll er die Stimmung derselben schildert, er ist weder ein Romanschriftsteller noch Minnesänger, der in Siegfried und Kriemhild seine Ideale sähe. Man erinnere sich an seine Hinweise auf das Elementare, Ungebändigte ihres Wesens. Ist das wirklich ganz gefesselt oder aufgezehrt? Kann es wirklich, wie die moderne ritterliche Dichtung lehrte — Roman und Minnesang —, kann es wirklich, wo es einmal von der Natur gegeben ist, durch Zucht, Minne und Rittertugend überwältigt werden? Der Dichter bleibt die Antwort nicht schuldig. Er wird bald die Kehrseite des neuen, so lieblich anmutenden Wesens aufdecken, das in Deutschland die ältere heldische Überlieferung eines Waltharius oder auch noch eines König Rother und Herzog Ernst zurückgedrängt hatte. Seine Kritik des Modernen setzt mit der Erzählung von Gunthers Brautwerbung ein. So stellt auch Heinrich von Kleist seine „Penthesilea" Goethes „Iphigenie" entgegen, so liegt in der „Familie Schroffenstein" eine Kritik der Überzeugung, die Wielands „Agathon" und Goethes „Faust" trägt.

Zunächst freilich läßt der Nibelungendichter einen dritten Typus kraftgenial-individualistischer Denkart auftreten, der auch durch die Minne entscheidend beeinflußt, ja umgewandelt wird: die Heldenjungfrau Prünhild.

Sie lebt in Island fern von den Mittelpunkten der modernen Kultur, und zwar als regierende Königin. Sie ist frouwe im wahren Sinne des Wortes: erprobte Helden umgeben sie als Vasallen. Deren Dienst ist politisch, nicht ein geistreiches gesellschaftliches Wesen. Prünhild hat die Tugend der Fürstin: ihre Freigebigkeit

wird gerühmt. Ihr Land ist herrlich, es hat viele Burgen und weite Mauern; Isenstein ist die Hauptstadt, nahe am Meer, auch sie ist herrlich gebaut und groß. Land und Hof werden also in der Weise des zwölften Jahrhunderts gedacht: märchenhafte Züge fehlen.

Prünhild macht durchaus das Gegenstück zu Kriemhild.

Wie diese bleibt sie auch unverheiratet. Sie ist von unvergleichlicher wunderbarer Schönheit, die auf Helden den stärksten Eindruck macht, darum weitberühmt — aber Kriemhild gilt als schöner. Diese ist mädchenhaft zart, jene ein Kraftweib von übernatürlicher Stärke, stärker sogar als Siegfried. Sie ist ganz anders erzogen als die burgundische Königstochter. Das Gedicht erzählt nichts davon, daß sie gelernt habe, Kleider zuzuschneiden, aber das Waffenhandwerk versteht sie meisterlich: sie wirft den Speer, schleudert den Stein, springt weit.

Es fehlt am Hof von Isenstein nicht feine Sitte. Helden leben dort; schön gekleidet bilden sie eine vornehme Gesellschaft. Es fehlen auch nicht schöne Damen in Gewändern nach der neusten Mode. Prünhild hält selbst auf Zucht: als die Fremden ans Gestade stoßen, müssen die jungen Mädchen aus den großen Fenstern treten; Neugierde ziemt sich nicht. Der Königin werden tugentliche zühte, d. h. eine gute gesellschaftliche Erziehung nachgerühmt.

Landesfürstin, Heldin und Herrin der Gesellschaft — so steht Prünhild vor uns. Kulturell gehört sie zu Gunther und dem Kreise seiner Vasallen. Aber die Höhe des Wormser Hofes erreicht der Isensteiner doch nicht: er ist noch ein wenig älteren Zuschnitts, in Island ist die moderne ritterlich-höfische Zeit eben erst angebrochen. Prünhilds Freigebigkeit ist nicht die unbeschränkte der neuen Zeit, die das Gold mit vollen Händen ausstreut: Dancrats modern-höfische verschwenderische Austeilung macht Prünhild besorgt, sie will ihr Erbe nützlich verwenden. Sie kennt auch die Verachtung des Goldes nicht, die Hagen zur Schau trägt; sie will sich nicht verausgaben. Es sind Züge

von Sparsamkeit, die der Dichter absichtlich anbringt, um den Gegensatz der Zeiten anzudeuten. Sie werden uns am Hof der irischen Könige in der Kudrun wieder begegnen. Wie Kriemhilds Schönheit mit Absicht über die Prünhilds gestellt wird, wird auch nicht unterlassen anzumerken, daß die Isländerin die feine Erziehung und den gebildeten Sinn der Burgunderin bewundere: jene fühlt sich dieser unterlegen. In der Tat kann man sich das Kraftweib, die zum Wettkampf gleich die Ärmel aufstreift, nicht wohl in der Rolle einer vollendeten Gesellschaftsdame vorstellen. Und die jungen Damen treten auf der Herrin Befehl wohl aus den großen Fenstern zurück: aber dann schauen sie um so neugieriger durch die kleinen, hinter denen man sie nicht sehen kann; ihre Zucht ist noch ein wenig äußerlich. Auch Prünhild heißt zwar minneclich „liebenswert", aber das Wort hat bei ihr nur äußerlichen Sinn: das wahrhaft Liebenswürdige Kriemhilds fehlt ihr ganz. Darum findet man später in Worms mit Recht, daß diese den Vorrang verdiene.

Wie Kriemhild will auch Prünhild zunächst nichts von Heirat wissen. Aber die Beweggründe sind verschieden. Zeigt sich jene spröde und kalt, weil sie ihre Schönheit behalten und die Freuden des höfisch-ritterlichen Lebens dauernd genießen will, so verteidigt Prünhild mit unbändigem Stolz ihre gewaltige Stärke und ihren Heldenruhm. Darauf allein legt sie Wert, durch die Vermählung würde sie beides verlieren; Werbung und Dienst sind ihr darum unwillkommen. Um abzuschrecken, nicht um anzulocken stellt sie die Bedingungen: wer sie heimführen will, muß sie erst im Steinwurf, Weitsprung und Speerschuß besiegen. Das Werben um sie ist nicht Minnedienst, sondern Kampf. Und sollte sie ja eine verhaßte Ehe eingehen müssen, dann wird wenigstens durch die Proben ihrem Heldenstolz genug getan: nur dem gewaltigsten Helden kann und wird sie sich unterwerfen. Liebe spielt dabei nicht mit: wen sie besiegt, verliert sein Leben, viele Freier haben schon den Tod erlitten. Sie kennt keine Gnade,

ihre Grausamkeit ist bekannt: auch darin denkt Kriemhild ganz anders. Die Unbesiegbarkeit gibt Prünhild stolzes Selbstvertrauen, selbst einen Hagen fürchtet sie nicht: Kriemhild sorgt sich stets, wenn ihren Lieben Gefahr droht.

Beide Frauen sind gegensätzliche Naturen. Kriemhild die vollkommen moderne Dame, freundlich und liebenswürdig, durch die neue Bildung gemildert und geläutert, Prünhild das Heldenweib älteren Stils, grausam und hart, vom Neuen nur oberflächlich berührt. Jene mit Vergnügen Mittelpunkt eines Kreises minnender, werbender Ritter, zwar zunächst abweisend, aber doch wahrer Liebe fähig; diese im Kampf mit unwillkommenen Bewerbern, stolz auf ihre ungeheure Kraft und ihren Ruhm, unfähig echter, tiefer Liebe, Minne nur gewährend, wenn sie muß. Es sind Wesen aus zwei Welten — der neueren und der älteren, ähnlich wie bei Grillparzer Kreusa und Medea. Prünhild wurzelt noch in der, der auch der Vorauer Alexander angehört, nur daß politische Gedanken fehlen. Sie steht Hagen, auch Gunther und seinem Kreise innerlich nahe, doch wird der versöhnende Zug der Pflichttreue vermißt, den jene Recken haben: von ihrer Fähigkeit als Herrscherin erzählt das Lied nichts.

Prünhild ist ebenso individualistisch wie Kriemhild, wie Siegfried. Sie kennt nur sich und ihren Stolz. Aber sie ist Individualistin älteren Stils und bildet damit doch den Übergang von den Gestalten Gunthers und seines Kreises zu Kriemhild und Siegfried. Dies noch in anderer Beziehung. Auch sie hat das Elementare, Übermenschliche in ihrem Wesen — nur freilich, daß es später ganz verschwindet. Und auch ihr geht es wie Utes Tochter: ihre herbe Jungfräulichkeit, spröder Stolz, urwüchsige Kraft wird durch die Liebe gebrochen; sie, die als Teufelsbraut von übermenschlicher Stärke begann, wird ein schwaches, sorgendes Weib, wie jene — aber freilich auf ganz andere Weise: nicht von innen heraus durch leidenschaftliche edle Minne, sondern nur durch den äußeren Zwang rein sinnlicher Liebe, einer „Liebe",

der jedes Gefühl fehlt außer etwa die Bewunderung des übermächtigen Besiegers und der Stolz auf ihn. Diesen Gegensatz darzustellen, auch darauf kommt es dem Dichter an.

Seine Absicht wird noch deutlicher, wenn man Gunthers Entwicklung ins Auge faßt. Denn ist Prünhild Gegenbild Kriemhilds, so Gunther, wenigstens in mancher Beziehung, das Siegfrieds.

Gunther hat bisher noch nicht an Heirat gedacht. Nun hört er in Worms von mehreren schönen Frauen westlich des Rheins und entschließt sich um eine derselben zu werben. Seine Wahl trifft er selbstbewußt wie ein Held alten Stils: Prünhild, von deren Schönheit und Kraft er weiß, soll es sein. Wesentlich anders leitet der Dichter die Brautfahrt des Königs ein als die Siegfrieds. Es ist nicht eine einzige Jungfrau, auf die sich von vornherein die Absicht richtet: Gunther wählt unter mehreren. Auch nicht Liebe faßt ihn jemals, edle Liebe, wie Siegfried: man kann bei ihm nur von einer derben Sinnlichkeit, die später oft unverhüllt hervortritt, reden. Nicht ohne Absicht läßt der Dichter den König gerade um die Frau werben, die auf Siegfried keinen Eindruck gemacht hat: Gunthers Frauenideal ist ein anderes, als das des Niederländers; der König zeigt sich auch darin als Mann einer älteren Zeit.

Abenteuerlust liegt dem König fern; er will 30 000 Helden mitnehmen, er will also um die gefährliche Jungfrau so werben, wie Sigmund wünschte, daß sein Sohn in Worms würbe: nach gründlicher Vorbereitung und vorsichtig. Außerdem rät Hagen, den starken Siegfried dazu zu bitten.

Siegfried hat sich lange schüchtern zurückgehalten, jetzt sieht er die Möglichkeit, das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen. Er faßt sich endlich das Herz, mit seiner Werbung öffentlich hervorzutreten. Seine Hilfe beim Sachsenkrieg hat ihm nichts genutzt, darum will er diesmal sicher gehen: er verspricht an der Fahrt teilzunehmen, wenn ihm Gunther die Schwester zusichere. Ohne Zögern tut es Gunther durch Eid. Nun kann sich der

junge Held die Geliebte unmittelbar verdienen: die Werbungsreise wird ihm wieder zum Minnedienst.

Auf den Rat Siegfrieds, der die Verhältnisse am Hof von Isenstein kennt, fahren Gunther, Hagen, Dancwart und Siegfried allein nach Island. Wieder ein entscheidender Augenblick in der Handlung des Gedichts, darum wieder ein Hinweis des Dichters auf die Macht, die hinter der glänzenden Außenseite der Welt unerbittlich und bedrohlich waltet: bei der Abreise der Helden weinen Kriemhild und viele mit ihr, „ihr Herz sagte ihnen, welch Unheil aus der Brautfahrt entstehen würde".

Gunthers Werbung erscheint im Vergleich zu derjenigen Siegfrieds als unmodern. Sie dient auch sonst dazu, den burgundischen König Siegfried gegenüber in den Schatten zu stellen. Der Dichter fängt sichtlich an, Gunther und seinen Kreis gegen Siegfried und Kriemhild herabzudrücken. Zeigte sich diese Absicht schon etwas bei dem ersten Auftreten des niederländischen Fremdlings in Worms, so wird sie jetzt immer deutlicher. Für den Aufbau der Handlung und das Verständnis des Ganzen ist das zu beachten: nach Siegfrieds Tod ändert es sich, von da ab setzt eine entgegengesetzte Bewegung ein.

Gunther und seine besten Helden hatten Siegfried schon bei seinem ersten Erscheinen nachgeben müssen. Auch als sich dann sein Betragen gewandelt hatte, traten sie ihm gegenüber mehr und mehr in den Hintergrund: die schwere Bedrohung durch den Sachsenkrieg konnte von Gunther nur durch Siegfried abgewendet werden, Hagens Taten im Kampf wurden durch die des Gastes verdunkelt. Und später wird Siegfried der Vertrauteste im Rate der Könige. Diese Linie zieht der Dichter weiter, Siegfrieds Überlegenheit über die Burgunden wird immer größer.

Die Gefährten kommen ans Ufer von Island. In den Fenstern der Burg sehen sie die Königin mit ihren Damen; Prünhild leuchtet durch ihre Schönheit hervor, und das ist es, was Gunther mächtig ergreift. Bei ihm wählen nur die Augen. Zuversichtlich tritt er mit Hagen und

Dancwart vor die Königin: „Sagt, welche Probe Ihr verlangt. Um Eurer Schönheit willen werde ich sie leisten oder meinen Kopf verlieren.“ Hagen, nicht minder selbstbewußt, fügt hinzu: „Ehe Euch mein Herr den Preis zugestünde, müßte es schlimm kommen. Er ist der Zuversicht, Euch schöne Jungfrau zu erwerben.“ Aber bald sinkt Gunther der Mut — wie einst Siegfried vor Kriemhild, nur aus anderem Grunde. Schweigend sieht er, wie man einen ungeheuren Schild heranschleppt. Der Anblick des Speeres macht ihm Sorge. Schon wünscht er sich wieder nach Burgund zurück, er wäre bereit, auf alle Liebe zu Prünhild zu verzichten. Siegfrieden reizte die Gefahr! Als die Königin eiligst ihre Ärmel aufstreift, den unwillkommnen Bewerber möglichst gleich abzutun, gerät er in Furcht. Prünhild macht einen überwältigenden Eindruck auf ihn, auch er sieht, wie sich zwischen ihm und ihr eine große Kluft auftut. Aber der Grund ist ein anderer als er bei Siegfried war. Auch Hagens Selbstbewußtsein stimmt sich merklich herab. Prünhilds Recken bedrohen ihn: das erfüllt ihn mit Verdruß und Sorge. Er sieht, wie man die Wettkämpfe vorbereitet: da sinkt sein Mut. „Wir werden wohl elend das Leben verlieren, Prünhild ist ein Teufelsweib.“ Die Königin läßt dem Murrenden lächelnd die abgenommenen Waffen wieder reichen, sie schätzt seine Kraft gering: ein neuer Schlag für den stolzen Mann; er fühlt die Verachtung — und muß schweigen. Als der Stein herangebracht wird, entfährt ihm das Wort: „Um wen freit der König? Wäre jenes Weib doch in der Hölle die Frau des Teufels!“ Gerade er, der Verächter der Frauen, muß die Überlegenheit des Heldenweibes schweigend ertragen.

Dank der Tarnhaut wird der Sieg errungen: Gunther macht die Gebärden, Siegfried führt die Proben aus. Weder Gunther noch Hagen können irgend etwas tun, die Gewaltige zu besiegen; die burgundischen Recken spielen keine besonders günstige Rolle, immer tiefer drückt sie der Dichter dem Niederländer gegenüber herunter. Noch einmal mit Bedacht am Schluß des Auftritts: die

Furcht vor den isländischen Recken, die in großer Zahl nach Isenstein kommen, gibt Gunther die sorgenvolle Bitte an Siegfried ein, er möge doch schnell seine Nibelungen zur Hilfe herbeiholen. Bis zuletzt muß Siegfried helfen: er und nur er ist die Stütze der Burgunden.

Prünhild sieht sich besiegt, wie sie glaubt durch den burgundischen Herrscher. Sie wird rot vor Zorn, ihr Stolz ist schwer getroffen. Aber die Ehre verlangt, daß sie ihr Wort hält: sie läßt ihre Verwandten und Mannen dem künftigen Gatten huldigen und übergibt diesem die Gewalt über ihre Lande. Mit glänzendem Gefolge fährt sie mit nach Worms: sie will dort auch als mächtige Herrscherin geachtet sein. Freilich, die Aussicht auf die Heirat ist ihr widerwärtig: ein inneres Verhältnis zu ihrem künftigen Gatten bahnt sich nicht an. Stolz und Ehre, nicht Liebe — so charakterisiert sie der Dichter.

Auch Prünhilds Individualismus wird also gebrochen, aber nur äußerlich, durch Kraft. Nur die Überzeugung, dem gewaltigsten Helden und mächtigsten König unterlegen zu sein, nur das Bewußtsein ihrer künftigen, glänzenden königlichen Stellung mag ihr einigen Trost gewähren. Äußerer Zwang und Stolz sind also die eigentlichen Grundlagen ihrer Ehe mit Gunther. Wie anders bei Kriemhild! Hier ist es der innere Zwang der allmächtigen Liebe und völlige Hingabe des Herzens.

Nun aber wissen wir, daß Prünhild getäuscht ist und sich täuscht. Was diese gewaltige Persönlichkeit noch aufrecht hält, ist Schein. Denn nicht Gunther, sondern Siegfried hat sie bezwungen, Siegfried nicht Gunther ist der mächtigste Herrscher. Daß hier die Quelle tragischer Verwicklungen liegt, ist klar. Wann wird der Schein verschwinden? Wann wird das Unheil ausbrechen? —

Prünhild liebt nicht wie Kriemhild, auch Gunther nicht wie Siegfried. Des Jünglings Liebe hat etwas Zartes, Keusches: das Sinnliche tritt hinter dem edlen Gefühl ganz zurück. Bei Gunther liegt es anders: hier herrscht das Sinnliche. Der Dichter läßt es, den Mann

zu kennzeichnen, oft unverhüllt hervortreten. Schon auf der Heimreise von Island nach Worms möchte Gunther die schöne, starke Braut minnen, aber diese hält ihn fern. Man erinnere sich dessen, was Eckehard von Walther erzählt, um den Sinn dieses Zuges zu verstehen. Nach der Ankunft in der Heimat hat der König nur Augen für Prünhild und vergißt darüber ganz sein Versprechen an Siegfried; er muß erst daran erinnert werden. Nach dem Essen wird ihm die Zeit zu lang, er kann nicht erwarten, der schönen Frau beizuliegen. In der Hochzeitsnacht verleitet ihn seine sinnliche Leidenschaft, der Gemahlin gegenüber Gewalt zu brauchen: er zerreißt ihr das Gewand. Die Nacht durch an der Wand aufgehängt kühlt sich seine Liebe merklich ab. Aber als Siegfried verspricht zu helfen, schlägt die Sinnlichkeit wieder durch: wieder kann er es kaum erwarten, in die Kammer der Gattin zu kommen: der eine Tag dünkt ihn fast dreißig zu sein. Niemals erzählt der Dichter von Siegfried dergleichen, Prünhilds und Gunthers Verhältnis ist eben eines alter Art, eines, das Ritterromantik und Minnedienst nicht berühren.

Ein Heldenstück mit List verbunden ist Prünhilds Gewinnung, eine Brautwerbung alten Stils, der König Rothers vergleichbar. Mit ihr und ihr entgegengesetzt laufend verschlingt sich die Werbung neusten Stiles, Siegfrieds um Kriemhild. Der Held aus Niederland geht mit nach Island, um Gunthers Schwester zu verdienen. Von Anfang an stellt er alles, was er bei dieser Fahrt tut, unter den Gedanken des Minnedienstes. Ängstlich bittet Kriemhild den Geliebten, er möge den Bruder schützen: gern gelobt es der Held, froh der Geliebten einen Dienst erweisen zu dürfen. Seine Ergebenheit der Gebieterin gegenüber steigert sich in Island bis zur Selbsterniedrigung: er rät den Fahrtgenossen, ihn vor Prünhild als Mann Gunthers zu bezeichnen.

Auch selbst bekennt sich Siegfried offen zur Dienstbarkeit und zwar mit auffälliger Beflissenheit und starker Hervorhebung seiner Untertänigkeit. Prünhild kennt des Recken Stärke und Taten, sie glaubt darum, er sei

es, der um sie werbe. Deshalb grüßt sie ihn zuerst. Aber er erklärt, nicht er habe den höchsten Rang, Gunther sei der Herr, der habe den ersten Gruß zu beanspruchen: „Gunther hat mir geboten, an der Fahrt teil zu nehmen, ich konnte es ihm nicht abschlagen, sonst hätte ich es gern getan.“ Sofort wendet sich die Königin von ihm ab, vertauscht das „Ihr“ mit dem „Du“ und kümmert sich weiter nicht mehr um ihn. Die Fürstin steht eben hoch über dem Vasallen. Siegfried läßt es sich gern gefallen.

Warum handelt der Held so? Zum Teil im Hinblick auf die bevorstehenden Wettkämpfe. Denn von dem burgundischen Könige weiß man in Island offenbar nichts. Es liegt deshalb Siegfried daran, Gunther um jeden Preis als gewaltigen Recken und Herrscher erscheinen zu lassen, der wohl imstande sei, die Kämpfe zu bestehen. Prünhild soll aus Siegfrieds Anwesenheit keinen Verdacht schöpfen. Sie muß nun natürlich glauben, der ihr wohlbekannte niederländische Held sei wie Lüdeger und Lüdegast einmal von dem Burgunder besiegt und zum Vasallen erniedrigt worden: Gunther steigt dadurch sehr in ihrer Achtung.

Aber nicht das allein erklärt die auffällige Selbstherabsetzung Siegfrieds, die dem ausgeprägten Standesbewußtsein der Zeit widerspricht. Es liegt doch in Siegfrieds Tun eine unerhörte Selbsterniedrigung, die durch den Zweck nicht ganz gerechtfertigt ist. Man erinnere sich nur der hochfahrenden Worte, die der ankommende Siegfried einst in Worms zu den Vasallen Ortwin und Hagen gesprochen hat. Man erinnere sich auch, wie sehr es der Vorauer Alexander als Schimpf betrachtet, wenn ein König Lehnsmann eines andern ist, wie der Vasall Dietrich dem König Rother gegenüber für die Königstochter als Gatte ausscheidet, wie in der Kudrun Ludwig und Hartmut als Vasallen Hagens von Hetel, der keinen Herrn über sich hat, geringschätzig behandelt werden. Der tiefere Grund für Siegfrieds Verhalten ist, daß er das Bedürfnis fühlt, sich im Dienst der Geliebten freiwillig zu erniedrigen, um durch diese Selbst-

erniedrigung seine völlige Ergebenheit zu beweisen, um der Geliebten diese Selbstherabsetzung als Leistung darzubringen. Es liegt eine Art weltlicher Askese in dieser entsagenden Beflissenheit des Ritters, ein neuer Beweis für die Kraft der Minne, die imstande ist, selbst Standesbedenken wegzuräumen. Es ist derselbe Gedanke, den Chrestien im Lancelot, freilich etwas anders, ausführt. Beweis ist, daß sich Siegfried ohne Not, mit einem gewissen Genuß in diese demütigende Stellung begibt: er zieht das Roß Gunthers aus dem Schiff an den Strand und hält es am Zaum, damit der König aufsteigen kann. Er leistet also den bekannten Vasallendienst, den zum Zeichen der Untertänigkeit deutsche Kaiser den Päpsten leisten mußten. Folgen hat dieser Auftritt am Meere nicht: Prünhild weiß beim Empfang noch nichts von der Dienstbarkeit; eben das gibt den Fingerzeig für das Verständnis. Siegfried, der sonst nie einem andern dienstbar war, dient Gunther freiwillig! Es ist der Höhepunkt in Siegfrieds Minnedienst.

Siegfrieds Dienstbarkeit hat im Rahmen der Brautwerbung als List ihren guten Sinn. Sie ist ein nützliches Mittel dazu, Prünhild sicher zu machen, Verdacht bei ihr nicht aufkommen zu lassen. Unnötig für den Zweck ist jedoch die übermäßige Betonung dieser Untertänigkeit durch Siegfried selbst und vollends überflüssig seine Selbsterniedrigung zu mancherlei Diensten. Das erklärt sich allein aus dem Minnedienst, aus der hochgespannten romantischen Stimmung des dienenden Ritters. Erwägt man nun die strengen Anschauungen von Standesehre und Standespflicht, die in den vornehmen Kreisen des Mittelalters herrschten — sie kommen in den oben angeführten Stellen der deutschen Heldengedichte klar zutage —, erwägt man ferner, wie schwer später für Prünhild die scheinbare Vasallenstellung ihres Schwagers in die Wagschale fällt, wie die unheilvolle Entwicklung der Dinge im Nibelungenliede gerade an diesem Punkte einsetzt, dann muß man wohl sagen: der Dichter will diese Gesinnung Siegfrieds als übertrieben, vielleicht sogar als verstiegen hinstellen. Sie ist ihm ein Verstoß

gegen die herkömmliche Standessitte, ein Überschreiten der Grenzen, die dem Königssohn gezogen waren. Sie steht auf gleicher Linie wie jenes erste übermütige Auftreten in Worms. Verletzte der jugendliche Held damals Vernunft und Recht aus übertriebenem Abenteuerdrang, so jetzt aus übertriebener ritterlicher Dienstbeflissenheit die Standespflicht. So reiht sich Siegfrieds Dienstbarkeit der Gruppe von Auftritten ein, durch die der Dichter auf die Gefahr hinweist, die eine Übertreibung der modernen Gedanken: gesellschaftliches Leben, Abenteuer, Minnedienst nach sich zieht; sie ist ein neuer Beweis für Siegfrieds Individualismus.

Prünhild hegt nun natürlich die Überzeugung, ihr Gemahl Gunther sei der stärkste Held und mächtigste Herr: er hat sie ja bezwungen, ein Siegfried von Niederlanden dient ihm.

Das demütige Verhalten Siegfrieds erweckt den Eindruck, als ob ihn die Liebe innerlich vollkommen umgewandelt habe. Der kecke, selbstbewußte Abenteurer scheint in dem empfindsamen Liebhaber und ergebenen Diener seiner Herrin untergegangen zu sein. Das würde der Lehre des Minnesangs von der Allmacht und veredelnden Kraft der Liebe entsprechen. Aber der Dichter des Nibelungenliedes hängt dieser Anschauung nicht an. Er legt gerade jetzt, wo Siegfried sich Kriemhild zu Liebe zum „Eigenmann" erniedrigt hat, Wert darauf zu zeigen, daß der Kern seines Wesens, der Drang, die eigene Kraft rücksichtslos auszutoben, die kraftgeniale Rücksichtslosigkeit wohl überdeckt, aber nicht aufgelöst ist und bei Gelegenheit kräftig, ja hart und unerfreulich hervorbrechen kann. Siegfried bleibt immer, der er war, daran ändert auch die Liebe nicht viel. Dies nachzuweisen dient die Erzählung von seiner Fahrt ins Nibelungenland.

Er will Hilfe nach Island holen. Dort auf dem Gebiet seiner Jugendtaten, dort wo ihn der Gedanke des Dienstes für Kriemhild nicht bändigt, nach den furchtbaren Kämpfen mit Prünhild, dort faßt ihn wieder der wilde abenteuerlich-romantische Geist seiner früheren Zeit: er erlebt einen Rückfall in die Stimmung seiner

ersten Fahrten, in die Stimmung, die ihn beseelte, ehe er in Worms unter den Einfluß Kriemhilds kam. Wieder stürzt er sich in eine Kette von abenteuerlichen Kämpfen, lediglich um seiner Kraft die Zügel schießen zu lassen, Kämpfe ohne Sinn und Zweck, Kämpfe, deren Kosten die treuen Mannen der Nibelungen tragen müssen.

Allein, wie ein fahrender Artusritter, kommt er ins Nibelungenland, das ihm dient. Er geht zur Burg und begehrt dort wie ein wegemüder Mann Unterkunft. Der Zwerg Alberich wohnt da, ein Riese ist Torwächter. Siegfried tritt übermütig auf. Er klopft heftig ans Tor, dem ärgerlich antwortenden Riesen ruft er zu: „Ich bin ein Recke und will hinein. Nicht nur dich, sondern noch manchen andern werde ich heute aus seiner Ruhe bringen und erzürnen." Der Riese fällt nun den unhöflichen Fremden an, wird aber bezwungen und gebunden. Dann erscheint Alberich selbst zum Kampf. Siegfried zaust ihn grausam am Bart und überwindet ihn, so daß er um Gnade bittet. Erst nachdem er sein Mütchen gekühlt, nachdem er die treuen Mannen ohne jeden Zweck geärgert und schwer mißhandelt hat, gibt er sich als Herrn zu erkennen. Es sind Streiche, wie sie ein Hildebrand, Walther, Hagen nie unternehmen würden, Abenteuer um des Abenteuers willen, eingegeben von schwellendem Kraftgefühl und von dem Triebe, sich dieser Kraft ohne Rücksicht auf andere zu freuen. Zugleich bereiten sie die Stimmung vor, die Siegfried nach der zweiten Besiegung Prünhilds, in der Hochzeitsnacht, erfaßt: der Abschnitt steht planvoll im Gebäude des Ganzen.

Aber sobald die Rücksicht auf Kriemhild in Frage kommt, tritt in Siegfrieds Seele der Geist der Dienstbeflissenheit und Selbsterniedrigung wieder hervor. Nach gelungener Werbung schlägt Hagen vor, der Niederländer solle die Botschaft davon nach Worms bringen. Dieser will nicht; es ist kein Amt für einen mächtigen Herrn. Nun bittet Gunther um Kriemhilds willen: sofort zeigt sich der andere bereit. Alles was der König will, wird er um der Schwester willen tun, ihr ordnet er sich ganz

unter. In Worms gleich wieder die Versicherung: „Was ich Kriemhild nur an Diensten leisten kann, will ich gern und aufrichtigen Herzens tun.“ Er läßt sich von der Geliebten gern gefallen, daß er wie ein gewöhnlicher Bote beschenkt wird, und beim Empfang der Prünhild dient er ihr als Knappe: er führt ihr Pferd.

Endlich erreicht Siegfried seinen Zweck: vor dem Festmahl in Worms wird ihm die Geliebte in öffentlicher Gesellschaft vermählt. Dabei wieder die ergebene Versicherung, er werde ihr immer zu Diensten sein. Auch sein Leben in der Ehe stellt er unter den Gesichtspunkt des Dienstes.

Nun sind die Liebenden vereint: Kriemhild wird dem Helden so lieb, daß er tausend andere um ihretwillen verschmäht hätte, sie wird sein Alles. Seine Liebe erfährt die höchste Steigerung, er gibt sich ihr ganz hin. —

Wie Lancelot gegen die Ritterehre auf dem Prangerwagen des Zwerges Platz genommen und sich im Zweikampf durch den Entführer der Guenièvre hat besiegen lassen — alles seiner Dame zuliebe, so hat sich auch Siegfried zum Eigenmann erniedrigt. Er ist damit in romantischer Liebe über die Grenze seines Standes hinausgeschritten. Dieser Verstoß — es ist nach dem Auftritt in Worms der zweite — wird der nächste Anlaß zu seinem Ende.

Kriemhilds Vermählung mit dem Niederländer senkt in das Herz der stolzen Prünhild einen Stachel. Siegfried ist, wie sie glauben muß, Lehnsmann Gunthers. Jetzt wird ihm die Schwester des Königs, ihre Schwägerin vermählt, und die Neuvermählten nehmen dem Herrscherpaar gegenüber den Ehrenplatz am Tische ein. Wie kann sich der gewaltige, mächtige Gunther so erniedrigen? fragt sie sich. Auch sie selbst, im Punkt der Standesehre äußerst empfindlich, fühlt diese unstandesgemäße Heirat der Schwägerin als Beleidigung gegen sich, als Schande. War ihre Niederlage die erste Schmach, so ist dies die zweite. Sie weint, als sie die Schwägerin und den „Eigenmann“ ihres Gemahls beieinander sitzen sieht. Kriemhilds Schönheit und feine Bildung tut ihr

leid, da sie an einen Lehnsmann weggeworfen ist. Sie denkt weiter nach: wie kommt das? dahinter muß irgend etwas stecken. Sie fragt ihren Gemahl, der antwortet ausweichend. Sie dringt stärker in ihn, sie wird ihm nicht beiliegen, wenn er ihr den Grund verschweigt. Gunther antwortet: „Siegfried ist ein mächtiger König, er hat ebenso wie ich Burgen und weite Länder. Deswegen darf er meine Schwester heiraten.“ Aber auf das, wonach ihn die Gattin eigentlich gefragt hat, geht er nicht ein. Prünhild beruhigt sich nicht, die bloße äußere Machtstellung ersetzt ihr den Mangel des Ranges keineswegs. Ihr Stolz, ihr Standesbewußtsein bleibt gekränkt. Sie steht eben ganz auf dem unromantischen Standpunkt, wo jede Minderung des Standes als Schmach erscheint.

Dieser Kränkung folgt bald eine zweite, die ihre Seele zu verwirren droht. Gunther legt leichtherzig ihrer Drohung keine Bedeutung bei. Er führt sie ins Schlafgemach und will ihr beiliegen. Da ergrimmt sie: „Ich bleibe Jungfrau, bis ich den Grund erfahre, warum die Königin Kriemhild den Eigenholden Siegfried zum Manne genommen hat.“ Gunther, von Liebesverlangen erregt, läßt sich hinreißen und will Gewalt brauchen, aber die Gemahlin überwältigt ihn, bindet ihn mit ihrem Gürtel und hängt ihn an die Wand. Dort muß er, trotz seiner Bitten, die Nacht über bleiben. Es mußte so sein, bemerkt der Dichter; das Geschick hatte diese schmähliche Lage verordnet. Erst am Morgen wird Gunther heruntergenommen gegen das Versprechen, die Gattin nicht zu berühren.

Prünhild überwältigt den Mann leicht, der sie, wie sie glaubt, besiegt hat, den sie deshalb achtet und bewundert. Wird sie jetzt nicht an ihm irre werden? Wird jetzt nicht ihre gewaltige Natur am Hofe der Burgunden vernichtend ausbrechen? Ihrer Ehe, dem Leben in Worms droht größte Gefahr. Sie wird beschworen; Siegfried der Getreue hilft wieder. Mittelst der Tarnhaut bezwingt er die Furchtbare in nächtlichem Kampf zum zweiten Male. Sie glaubt, Gunther sei auch diesmal wieder ihr Bezwinger und unterwirft sich,

weil sie erkennt, daß er Frauen zu bändigen verstehe. Ihre Meinung vom Gatten ist gerettet. Siegfried räumt, die Treue unbedingt wahrend, Gunther den Platz: dieser gelangt zu dem ersehnten Ziel. Durch seine Minne verliert nun Prünhild ihre übermenschliche Kraft: sie ist jetzt nicht stärker mehr als ein anderes Weib, sie kann ihrem Gatten keinen Widerstand mehr leisten, selbst dann nicht wenn sie wollte.

So ist auch diese spröde, gewaltige Natur bezwungen und weich geworden — durch die Macht der Liebe. Freilich nur durch die Liebe im sinnlichen Verstande: ein inneres Verhältnis zum König, ihrem Gatten entsteht nicht. Immerhin scheint es später freundlich geworden zu sein, gegründet auf Stolz und Bewunderung.

Eins darf bei dem nächtlichen Kampf nicht übersehen werden. Gunther, der von Anfang an Siegfried gegenüber zurücktrat, der in Island keine vorteilhafte Rolle spielte, wird vom Dichter hier ganz schlecht behandelt: Prünhild schiebt ihn beiseite, schließlich hängt sie ihn an die Wand. Er macht eine kläglich komische Figur. Daran ändert auch die Begründung „es war so vorausbestimmt" nicht viel. Es ist der Tiefpunkt von Gunthers äußerer Lage, auf dem wir ihn hier finden. Die Abwärtsbewegung dieser Gestalt hört aber damit nicht auf: sie wird sich auf das moralische Gebiet fortsetzen. Es liegt dem Erzähler daran, den Burgunderkönig, übrigens auch Hagen, seinen Vasallen, zunächst einmal recht tief herabzudrücken.

Siegfried hat seinem Freund und Schwager in der ehrenhaftesten Weise geholfen. Nachdem Prünhild versprochen hat, Gunther zu minnen, läßt er von ihr ab. Aber wie einst der gewaltige Wettkampf in Island seine schlummernde Kraftnatur und sein Selbstbewußtsein weckte, so auch das nächtliche Ringen: im Bewußtsein des Siegers, im Hochgefühl seines Triumphs kann er es sich nicht versagen, der Besiegten ihren Ring vom Finger zu ziehen und ihren Gürtel, mit dem sie ihn binden wollte, an sich zu nehmen, gleichsam als Siegeszeichen. Gewiß nicht um sich damit zu rühmen: Kriemhilds

Frage, wo er solange gewesen sei, beantwortet er mit Schweigen; er kennt die Pflichten der Treue gegen den Freund. Es ist nichts als eine unwillkürliche, verständliche Regung seines Heldengefühls, wieder ein Zeichen, daß die Demut des Minnedienstes seine Heldennatur nicht verändert hat. Dieser Auftritt setzt die Ereignisse im Nibelungenland fort.

Alle gefährlichen Spannungen und Verwicklungen sind nun gelöst — wenigstens scheint es so. In Frieden und Freundschaft können die Verwandten auseinandergehen. Aber doch lauern in der Tiefe Gefahren. Der Dichter weist schon hier leise darauf hin.

Kriemhild hat als Schwester der drei Könige Teil am burgundischen Erbe. Im Einverständnis mit den Brüdern wählt sie sich als Mannen die besten aus: Hagen und Ortwin sollen mit ihr nach den Niederlanden gehen. Sie beweist bei dieser Wahl wenig Scharfblick. Sie mußte sich doch sagen, daß ihr Gatte und der Tronjer auf die Dauer nicht zusammenleben können, daß ein Mann wie Hagen Siegfrieds Überlegenheit nicht dauernd ertragen kann. Infolgedessen kommt es beim Abschied gleich zu einem, dem ersten, Zusammenstoß zwischen ihr und Gunthers bestem Vasallen. Er läßt uns einen Blick in Hagens Herz tun und deckt Gesinnungen auf, die diesem selbst vielleicht nur halbbewußt sind. Kriemhilds Wunsch versetzt Hagen in heftigsten Zorn: „Gunther kann uns an niemand auf der Welt verschenken. Laßt andere mit Kriemhild gehen. Die Tronjer tun seit alters am burgundischen Hofe Dienst. Das soll so bleiben." Der Verstoß gegen das Feudalrecht macht den Vasallen zornig. Aber nicht das allein: es ist im Grunde die Aussicht, als Mann am Hofe des Niederländers, seines glücklichen Nebenbuhlers, zu leben, die ihn aufbringt. Kriemhild verzichtet auf Hagen und Ortwin; dafür geht Eckewart mit.

Das junge Paar herrscht nun ruhig in den Niederlanden. Nach zehn Jahren bekommen sie einen Sohn, den sie zum Zeichen der unverändert freundlichen Beziehungen zu den Verwandten in Worms, Gunther

nennen. Siegfried erfüllt die Pflichten seines königlichen Amts. Der Schatz der Nibelungen steht ihm zur Verfügung: ihm entnimmt er Gold, soviel er mag. Dadurch hat er die Mittel einen glänzenden Hof zu führen. So lebt er in Glanz und Macht ein ideales Leben, man mußte ihm den Ruhm eines der edelsten ritterlichen Helden zugestehen, sagt der Dichter.

Wir hören nun nichts mehr von kraftgenialischen Abenteuern und romantischen Stimmungen: der rücksichtslose, eigenwillige Stürmer und Dränger, der verliebte Ritter, der ausschließlich an seine Liebe dachte und über grundlegende Anschauungen der Zeit wegschritt, wandelt sich zum tüchtigen Herrscher, zum zärtlichen Gatten und Vater. Und Kriemhild, die sich schon beim Abschied von der Heimat als Königin zu fühlen begann, übernimmt in Santen nach Sieglindens Tod die volle Herrschergewalt: ihrem Gemahl nach wie vor in herzlichster Liebe ergeben, versieht sie die Pflichten ihres königlichen Amts. Beide scheinen den Individualismus der Jugend überwunden zu haben. Sie leben jetzt ein Leben, wie es Pflicht und Sitte von einem Herrscherpaare fordern.

Was einst in Island und Worms geschehen, tritt allmählich in der Erinnerung zurück; es scheint vollkommen erledigt zu sein. Es steht auch kaum zu erwarten, daß eine Reise zu den Verwandten die alten Erinnerungen aufleben lasse. Denn der Weg von Santen nach Worms ist sehr weit.

Aber hinter der schönen und freundlichen Außenseite dieses Lebens lauert das Verderben. Es ist nicht der Sinn des Weltgeschehens, daß das Leben der Menschen in Freude und Glanz, in Frieden und Ruhe dahinfließen solle. Das Geschick führt zum bitteren Ende.

Siegfried hat seiner Frau das Abenteuer der Brautnacht Gunthers verschwiegen und ihr weder Ring noch Gürtel gezeigt. Lange Zeit beobachtet er pflichtgemäß als getreuer Waffenbruder dieses Schweigen über Vorgänge, die für Gunther wie Prünhild in gleicher Weise peinlich, ja entehrend sind. Er weiß wohl:

kommt es heraus, dann ist es um die Ruhe des Freundes und seiner Gattin geschehen, ihre Ehre wird aufs schwerste bloß gestellt. Auf seiner Treue beruht das Glück der beiden.

Doch sein guter Wille hilft ihm nichts: das Geschick will nicht, daß das Geschehene verborgen bleibe. Und darum muß Siegfried seiner Gattin den Ring und Gürtel der Prünhild geben. Der Dichter sagt ausdrücklich: „er unterließ es nicht, Kriemhild alles zu geben, was er ihr nach dem Willen des Geschickes geben sollte". Und Siegfried plaudert. Er erzählt der Gattin, daß nicht Gunther, sondern er die starke Isländerin in der Brautnacht überwunden habe; auch dies offenbar, weil es das Schicksal so wollte.

Der Dichter will Siegfried die Schuld nicht abnehmen: er ist zwar Fatalist, aber nicht Determinist. Was Äußeres in der Welt geschieht, ist vorausbestimmt, dagegen gibt es keine Hilfe. Aber es geschieht durch den freien Willen und Geist des Menschen. Siegfrieds Handlungsweise ist darum leichtfertig, dem Ernst der Lage, der Pflicht des Freundes und Waffenbruders nicht gemäß. Wieder bricht einmal seine leichtherzige Unbekümmertheit heraus, die ihn schon öfter über Vernunft, Recht und Sitte hinweggerissen hat. Er versündigt sich am Freunde und dessen Gattin, das ist kein Zweifel. Zunächst bleibt es ohne Folgen, Kriemhild hütet sich, das ihr anvertraute Geheimnis preis zu geben.

So scheint sich alles in Frieden und Freundschaft aufgelöst zu haben. Die bedrohliche Stimmung, die durch Kriemhilds Traum entstanden war, ist längst verflogen. Aber es liegen schon alle Scheite bereit, die ein Funke in Brand setzen wird: Hagens, Ortwins, Gernots Verstimmung wegen Siegfrieds im Anfang so stark zur Schau getragener Überheblichkeit, eine Verstimmung die immer noch nachklingt. Prünhilds unbezähmter Stolz, Siegfrieds Liebe, die nur an sich denkt und im Minnedienst seine persönlichen Ziele verfolgte, Kriemhilds leidenschaftliche Liebe, Gunthers geringe moralische Kraft.

Das Feuer entzündet Prünhild. Ihr Standesbewußtsein, ihr Stolz ist ungebrochen, Gunther beantwortet ihre Frage nicht klar, sein Verhalten befriedigt sie nicht. Zwar kommt ihr nach der doppelten Kraftprobe kein Zweifel an ihres Gatten überlegener Heldenstärke. Aber sie kann sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, Schwägerin eines Vasallen ihres Mannes zu sein. Andererseits kommt Siegfried niemals an den Hof, seinem Herrn und seiner Herrin Dienste zu erweisen, zahlt auch keinen Zins: es bleiben die sichtbaren Zeichen aus, die dartun, daß der Niederländer wirklich Gunthers und seiner Gemahlin höhere Stellung anerkennt. Denn der Vasall ist zu Hoffahrt und Abgaben verpflichtet. Wie paßt das zu Siegfrieds eigenen Worten, er sei Eigenmann des burgundischen Herrschers? Prünhild kann in dieser Nichtleistung der pflichtmäßigen Dienste nur unangebrachten Stolz sehen, das Bestreben, sich der Oberherrschaft ihres Mannes und ihrer Hoheit zu entziehen. Das verletzt ihren Stolz und ihr Herrscherbewußtsein wieder, das streng auf Herkommen und Recht hält. Sie wundert sich, daß Gunther diese Anmaßung des Schwagers und der Schwester so ruhig erträgt: er ladet die Säumigen niemals vor, so wie es doch Kaiser Severus mit Herzog Adelger tat. Wie erklärt sich das alles? Es muß damit eine besondere Bewandtnis haben. Sie wird es auf jeden Fall herausbringen. Ihre Kraft ist freilich dahin, erzwingen kann sie nichts mehr, aber sie versucht es mittelbar.

Sie regt an, der Gatte solle doch Siegfried und Kriemhild einmal zu Hofe laden. Gunther weicht aus: „Ich kann es nicht wagen, sie wohnen zu weit". Prünhild entgegnet: „Wie hoch er auch stehe, dem Gebot seines Herrn muß Siegfried folgen". Der Gemahl muß lächeln; es kommt ihm wie ein Scherz vor, den Niederländer als Vasallen zu bezeichnen, während er ihm doch sein Reich und seine Gemahlin verdankt. Aber verlegen schweigt er. Prünhild merkt, der Gatte will oder kann nicht befehlen. Nun drängt sie erst recht

darauf, Schwager und Schwägerin an den Hof zu bekommen, wie, ist ihr dabei einstweilen gleich. Sind beide erst da, wird sich der Schleier des Geheimnisses schon lüften.

Gunther scheut mit gutem Grund eine neue Begegnung mit Siegfried; er fürchtet gewiß, dabei könnten alte Geschichten zutage kommen. Aber schließlich ringt ihm die Frau eine Einladung an die Geschwister ab. Der König hegt noch durchaus freundschaftliche Gesinnung gegen Schwester und Schwager: die Einladung ist darum sehr herzlich, überaus herzlich auch der Empfang, der später den Ankommenden bereitet wird. Freude herrscht am Wormser Hofe: niemand ist dort dem Niederländer feindlich, auch Hagens, Ortwins und Gernots alte Verstimmung scheint verschwunden zu sein.

Siegfried denkt nicht mehr an das, was einst geschehen ist. Er empfängt die Einladung harmlos und fröhlich: er wird vor Freude darüber rot. Und wieder zeigt er seine Dienstbeflissenheit: „Hat jemand meinen Verwandten in Burgund etwas getan? Ich will ihnen gern gegen ihre Feinde helfen." Sein Entgegenkommen wird ihm später übel gelohnt, Beflissenheit ist eben keine Mannestugend. Auch Kriemhild freut sich und erklärt sich gleich bereit, das Fest der Sommersonnenwende in Worms mit zu begehen.

Beide machen sich nun auf die Reise. Den kleinen Sohn lassen sie in Santen zurück — es war so vorausbestimmt, sagt der Dichter, wieder an die Grundlage seiner Weltanschauung erinnernd. „Die Hofreise wurde die Ursache großen Unglücks. Das Kindlein sah Vater und Mutter niemals wieder", fügt er hinzu, der festlichen Stimmung gleich einen bitteren Tropfen zusetzend.

Das niederländische Königspaar erscheint mit glänzendem Gefolge in Worms. Prünhild muß sich gestehen, daß ein Vasall nicht mächtiger sein könne. Sie empfängt die Verwandten mit aufrichtiger Herzlichkeit: ahnt sie doch nichts von dem, was bei den Wettkämpfen und in der Hochzeitsnacht geschehen ist. Aber freilich: die Frage nach dem Verhältnis von Gunther

und Siegfried wird sie stellen. Ihr Stolz verlangt Befriedigung, sie will volle Aufklärung.

Diese innere Spannung, ihr Verdruß über die ausweichenden Antworten des Gatten und ihr Mißvergnügen über den scheinbaren Hochmut der Vasallen, bewirken nun, daß die burgundische Herrscherin bei den Ritterspielen des Festes eine harmlose Bemerkung Kriemhilds sehr übel aufnimmt. „Ich habe einen Mann, dem alle diese Reiche untertan sein müßten" sagt diese. Die Worte scheinen Prünhild Ausdruck anmaßlicher Überhebung, sie scheinen ihr gut zu der Unterlassung von Hofreise und Zinszahlung zu passen, während sie doch nur Ausfluß der Bewunderung und des Stolzes der glücklichen Gattin sind. Prünhild fühlt sich in ihrem Bewußtsein als Herrin getroffen. Sofort erwidert sie spitz, an das vermeintliche Dienstverhältnis Siegfrieds denkend: „Wenn bloß Siegfried und du lebten, dann möchte dein Ausspruch richtig sein. So aber ist Gunther der vornehmste." Noch immer versteht Kriemhild nicht, was in der Seele der Schwägerin vor sich geht: sie weiß ja nichts von Siegfrieds Dienstbarkeit. Arglos begründet sie noch ihre erste Äußerung, ganz in des Gatten Anblick versunken: „Siehst du nicht, wie herrlich er unter den Recken glänzt? Wie der Mond unter den Sternen." Jetzt wird Prünhild schärfer: „Dein Bruder Gunther steht ohne Zweifel über allen Helden". Er hat sie ja zweimal bezwungen, sie glaubt zu diesem stolzen Wort berechtigt zu sein. Kriemhild fühlt, daß die andere aufgebracht ist. Gutmütig und freundlich lenkt sie ein: „Mein Mann ist sicherlich Gunther wenigstens gleich". Nun kann sich die Stolze nicht mehr halten; auch von Gleichheit der beiden Helden will sie nichts wissen: „Gunther steht über deinem Gatten, weil dieser selbst gesagt hat, er sei der Mann des burgundischen Königs". Jetzt spricht die Landesfürstin zur Frau des Vasallen. Siegfrieds Gemahlin lehnt Prünhilds Ansprüche freundlich ab, aber diese wird nun heftig: „Ich habe keinen Anlaß auf Siegfrieds Dienste zu verzichten; er ist mir untertan". Jetzt

widerspricht auch Kriemhild kräftig. Den Hochmut der anderen — für reinen Hochmut muß sie solches Gebahren halten — kann sie sich nicht gefallen lassen. Da schneidet die Königin die weitere Auseinandersetzung ab: „Ich werde es darauf ankommen lassen, wer von uns im Range höher steht, du oder ich". Sie denkt offenbar daran, Kriemhild mit ihrem Gefolge beim Kirchgang hinter sich zu verweisen. Diese merkt es. Sie erregt sich über der Gegnerin unbegründete Anmaßung immer mehr und erklärt schroff: „Ich werde heute vor dir ins Münster gehen und dir dadurch zeigen, daß ich nicht die Frau eines Eigenmannes (eigendiu), sondern edelfrei (adelvrî) bin! Mein Gatte ist edler als der deine und ich habe auf höhere Ehre Anspruch als jede andere Königin. Das werde ich dir beweisen." Ihr Inneres gerät jetzt in leidenschaftliche Bewegung. —

Der Zwist ist offen ausgebrochen. Prünhild beharrt auf dem Rechtsstandpunkt und erklärt: „Willst du dich nicht in deine Stellung als Vasallenfrau fügen (eigen sîn), dann trenne dich beim Kirchgang mit deinem Gefolge von dem meinen". Der Vorschlag ist sachgemäß, zwar kühl, aber er beleidigt nicht. Denn die burgundische Königin darf sich mit Grund als die Herrin fühlen: Siegfried hat sich selbst ihr gegenüber ausdrücklich und mit starker Betonung als Vasall Gunthers bekannt und benommen. Man sieht, wie hier rechtlich-soziale Anschauungen der Isländerin, der Vertreterin einer älteren Zeit, hart und starr denen Siegfrieds gegenüberstehen, der sich einst individualistisch denkend und in ritterlich-romantischer Stimmung wie Lancelot, darüber hinwegzusetzen wagte. Der Erzähler, ein Gesinnungsgenosse des Dichters von „Agnes Bernauer" und „Gyges", tritt konservativ gesinnt dafür ein, dergleichen Standesüberzeugung nicht leichthin — auch nicht bloß zum Schein —, aus verliebter, persönlicher Stimmung heraus, beiseite zu schieben; es führt zum schlimmen Ende. Darf daran erinnert werden, daß um 1200 in Österreich und Steiermark starke soziale Kämpfe stattfanden, weil die herzoglichen Ministerialen sich aus dem Stande der Unfreiheit lösten,

ja zu dem der Edeln emporstrebten und emporstiegen? Erklären sich hieraus die beleidigend starken Ausdrücke eigenman, eigenholde, eigendiu, mit dem Gegensatz adelvrî? Denn sie bedeuten doch den Dienstmann, den Ministerialen im Gegensatz zum Edelfreien, nicht schlechthin den Vasallen. Kriemhild, von der Schwägerin, wie sie meint ohne jeden Grund, in die Stellung einer „Eigenmagd" herabgestoßen, fühlt sich schwer beleidigt. Mit Recht, denn sie kennt den Sachverhalt nicht. Man sieht, wie sich die Dinge unheilbar verwickeln: das Geschick spinnt erbarmungslos und streng folgerichtig seine Fäden. Nun geht die Beleidigte über alles Maß hinaus und handelt ebenso töricht wie voreilig. Bei ihr bricht jetzt die Leidenschaft heraus. Sie trennt ihre Damen von denen der Schwägerin, sie befiehlt ihnen sich ausgesucht kostbar zu kleiden, sie schmückt sich selbst reich: Prünhild, die die Herrin spielen will, soll durch die reiche Nebenbuhlerin ganz in den Schatten gestellt werden. Noch weiter gehen ihre unklugen Gedanken. Hat sie nicht durch Siegfrieds Ausplauderei die Stolze völlig in der Hand? Besitzt sie nicht deren Ring und Gürtel, den ihr der Gatte einst leichtsinnigerweise gegeben hat? „Prünhild wird noch wünschen, zurücknehmen zu können, was sie zu mir gesagt hat!" Die Leidenschaft verblendet sie ganz.

Wir fragen: warum hat Kriemhild Ring und Gürtel, diese gefährlichen Zeugen, mit nach Worms genommen? Sie ahnte gewiß nichts von dem, was ihr bevorstand; sie hat den Zwist auch nicht gewollt. Der Dichter begründet es nicht, als Rest einer älteren Fassung des Nibelungenliedes ist der Zug geblieben. Wir dürfen wohl ausdeutend sagen: „Das Schicksal hatte es so bestimmt", es will die Vernichtung des burgundischen Königshauses.

Im Zorn, nur auf Demütigung der Gegnerin bedacht, geht Kriemhild mit ihrem Gefolge zur Kirche. Sie will den Vortritt erzwingen. Ihr Sinn ist von Leidenschaft ganz benommen, hartnäckig versteift sie sich auf das unsinnige Unternehmen. Gereizt durch den

absichtlich pomphaften Aufzug der „Vasallenfrau" befiehlt Prünhild als Königin der Voranschreitenden Halt, zu machen. Vor allen Leuten sagt sie ihr ins Gesicht, was sie vorher nur unter vier Augen getan hatte: „Kriemhild ist 'Eigenmagd' (eigendiu) und darf das Münster nicht vor ihrer Herrin betreten". Da bricht diese im Jähzorn heraus, maßlos schleudert sie der Gegnerin öffentlich die Beleidigung ins Gesicht: „Hättest du doch geschwiegen! Aber nun hast du selbst die Schande über dich gebracht; wie hätte das Kebsweib eines Vasallen jemals die Frau eines Königs werden dürfen?" Prünhild ist entsetzt: „Wen nennst du hier Kebse?" Ganz sinnlos vor Wut steigert Siegfrieds Frau ihre Beleidigung: „Dich hat zuerst mein Gatte geminnt: er und nicht mein Bruder hat dir das Magdtum genommen!" Triumphierend schließt sie: „Wie konntest du dich einem hingeben, der, wie du behauptest, nur dein Vasall ist?"

Gunthers Gemahlin ist sprachlos, weinend steht sie da; mit befriedigtem Stolz rauscht Kriemhild samt Gefolge vorüber und betritt das Münster zuerst. Sie hat erreicht, was sie wollte, die Gegnerin ist gedemütigt. Auch in der Kirche kommt sie noch nicht zur Besinnung. Nach dem Gottesdienst erwartet sie Prünhild draußen und fragt nach Beweisen der schweren Beschuldigung. Kriemhild, ganz auf das eine gerichtet, ihrem Rachegefühl töricht nachgebend, zeigt Ring und Gürtel vor und wiederholt: „Mein Siegfried ist dein Gatte geworden".

Es ist klar, Kriemhild hat sich verleiten lassen, das ungeheuerlich zu übertreiben, was ihr der Gatte anvertraut hat. Denn was sie ihrer Gegnerin vorwirft, ist nicht wahr, Siegfried hat es auch nicht behauptet; und sie hat bewußt übertrieben, denn sie hat sich auf den Auftritt vorbereitet. Liebe, Stolz auf den Gatten, den die Schwägerin ohne Grund herabzusetzen wagte, haben sie in helle Wut versetzt, so daß sie alle Vernunft, alle Mäßigung vergaß. Sie vergißt auch ihre feine Erziehung, sie wird ungevüege, ungezogen, fast roh. Hier bricht das noch Ungebändigte ihres Wesens hervor, die Tiefen ihrer Seele offenbarend.

Das will der Dichter sagen: höfische Zucht und herzliche Liebe zu Siegfried haben die schöne menschliche Anlage Kriemhilds verstärkt und damit ihr Inneres bis tief hinein veredelt. Muster der vornehmen feinen Dame, Inbegriff aller höfischen Vorzüge, freundlich, gutherzig, liebevoll — rein menschlich schien sie der wilden, rauhen Prünhild weit überlegen, das verkörperte Wunschbild moderner Gesittung. Aber bis in die letzten Tiefen ist die Wirkung dieser höfischen Kräfte nicht gedrungen, sie haben es nicht vermocht, das Wesen dieser im Grunde leidenschaftlichen und willensstarken Frau umzugestalten. Die elementaren Triebe ihrer Natur sind nicht aufgezehrt, sie ist nicht ganz engelhafte Güte geworden: Minnesänger wie Reinmar und Morungen, Romandichter wie Hartmann beurteilen also die weibliche Art nicht richtig. Ließ schon der Widerstand des jungen Mädchens gegen die Ehe, der ablehnende Stolz der Dame gegenüber den werbenden Rittern auf eine trotzige Natur schließen: hier im Zwist mit Gunthers Frau bricht sie, durch die Reizungen Prünhilds mächtig gesteigert, elementar heraus. Es wird nicht das letzte Mal sein.

Der Dichter übt offenbar Kritik am Frauenideal der höfischen Gesellschaft seiner Zeit. Er berührt sich darin mit Gottfried von Straßburg, der zeigt, wie in den Liebenden Tristan und Isolde die Minne nicht als veredelnde, sondern als dämonische vernichtende Kraft wirkt, Gottfried, der dem Optimismus der Minnetheorie scharf entgegentritt. Es sind Gedanken, wie sie auch Heinrich von Kleist in seiner „Penthesilea" ausspricht.

Siegfrieden läßt sein Plaudern, Kriemhild ihre maßlose Heftigkeit jetzt in weniger günstigem Lichte als früher erscheinen. Aber noch immer legt der Dichter Wert darauf, Gunther und seinen Kreis herabzudrücken. Vor diesem sich immer mehr verdunkelnden Hintergrund soll sich das niederländische Königspaar noch immer glänzend abheben. Jetzt fallen dunkle Schatten auf die moralische Seite der Burgunden.

Die beleidigte Prünhild steht fassungslos vor dem Münster. Alles wird ihr ein Rätsel. Sie läßt sofort

den Gemahl holen. Er erscheint mit Gefolge; Hagen ist nicht darunter. Die Gattin beklagt sich bei ihm über Kriemhild: er soll sie schützen und der Schande entledigen.

Gunther wird von dem Auftritt peinlich berührt. Die alten Geschichten steigen wieder in seiner Erinnerung auf. Aber er weiß, Siegfried ist treu und redlich gewesen: er kann darum nicht glauben, daß die Schwester so etwas gesagt hat. Andererseits sieht er klar, der Schwager hat geplaudert, als wahrer Freund hat er dem Freunde gegenüber nicht gehandelt. Immerhin, was Kriemhild behauptet hat, ist nicht wahr: Siegfried soll kommen und sich erklären, damit wird die unangenehme Geschichte schnell und leicht aus der Welt geschafft sein. Das aber ist sein größter Wunsch, nur keinen Skandal. —

Siegfried, vollkommen unschuldig, erklärt sich natürlich sofort bereit, eidlich zu versichern, er habe nicht gesagt, was Kriemhild von ihm gehört haben wolle. Aber Gunther, der die Unschuld des Schwagers kennt, erläßt ihm den Eid. Er möchte offenbar die ganze Sache nicht durch eine feierliche Schwurhandlung bedeutungsvoll machen, er möchte sich den Schein geben, als halte er den ganzen Zwist der Königinnen für ein Weibergezänk, über das man leicht hinweggehen könne. Siegfried erklärt sich außerdem bereit, seiner Frau eine tüchtige Strafe zu erteilen. So ist Gunther befriedigt, und die häßliche Angelegenheit scheint erledigt.

Kein Zweifel, der König handelt hier unklug und mit Halbheit. Er mußte sich doch sagen: der Freund hat nicht geschwiegen, er hat Ring und Gürtel als Siegeszeichen mitgenommen und weitergegeben. Das ist Verrat an der Ehre des Freundes und seiner Gattin. Und doch macht Gunther gar keine Anstalten, den Schwager darüber schärfer zur Rede zu stellen, er läßt ihn nicht einmal die leichtsinnige Untreue entgelten, sondern tut weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Und noch weniger kann man sein Verhalten gegen die Gattin billigen. Diese ist schwer beleidigt. Warum läßt Gunther

den Schwager nicht wirklich schwören? Warum gönnt er der Gattin nicht diese Rechtfertigung? Warum tritt er nicht fest gegen die Schwester auf? Freilich, der König hat seiner Frau gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen, aber töricht bleibt sein laues Verhalten auf alle Fälle: es rächt sich bitter. Siegfried tut wirklich alles, den Schwager zu unterstützen: er gibt seiner Frau eine tüchtige Tracht Prügel. Das ist wohl deutsches Recht, aber es will nicht recht zum Minnedienst passen, den der Dichter vorher so schön geschildert hat, doch es zeigt den Ernst des Recken. Auch ihm ist es auf das Äußerste unangenehm, daß sich das alte Abenteuer so häßlich ausgewachsen hat, aber nun glaubt er, alles sei beigelegt: er nimmt die Sache ebenfalls zu leicht, er rechnet nicht mit der Härte altheldischen Wesens.

Gunther und Siegfried erkennen den Charakter Prünhilds nicht, sie beurteilen die Menschen mit ebensowenig Scharfblick wie Kriemhild. Denn die burgundische Herrscherin ist nicht so schlaff und unempfindlich wie ihr Gatte. In ihrer stolzen Seele brennen die Worte Kriemhilds weiter, dazu quält sie die Frage: warum hat der König so eilfertig von Siegfrieds Eide Abstand genommen? Sie weint, daß es ihre Vasallen jammert, sie bleibt untröstlich, sie kann sich nicht damit abfinden, daß die Angelegenheit so schnell erledigt worden ist.

Wir müssen zugeben, sie hat das Recht auf ihrer Seite. Empfindlich im Ehrenpunkt steht sie sittlich höher als ihr Gatte, höher als Kriemhild, höher auch als Siegfried, der ihr gegenüber leichtherzig gehandelt hat. Sie hegt das volle, echte Gefühl des Helden, sie mag von der leichten Art solche Dinge zu behandeln nichts wissen. Mit Absicht läßt der Dichter hier eines der Ideale der alten Heldenzeit, die Ehre, aufleuchten.

Gunther steht peinlich verlegen da, seine Gemahlin ist fassungslos. Jetzt kommt Hagen. Die Herrin erzählt ihm, was ihr geschehen. Der Tronjer muß Kriemhilds Anschuldigung für eine Lüge halten, die ganz aus der

Luft gegriffen ist, für eine vorsätzliche Beleidigung leichtfertigster und schwerster Art. Denn er ahnt von den Vorgängen in der Brautnacht nichts. Die Beleidigung fordert Sühne, als Vasall fühlt er die Verpflichtung der Herrin zu dienen, gegen die Schwester seines Herrn kann er unmittelbar nichts unternehmen, aber in ihrem Gatten vermag er sie tödlich zu treffen. So gelobt er Prünhild sofort, Siegfried solle entgelten, was seine Frau getan. Ihm ist klar, der Held muß sterben. Die Königin stimmt bei; ihre Ehre fordert Siegfrieds Tod.

Hagens Verhalten läßt sich verstehen: Ehre und Treue scheinen die Triebfedern seines Handelns. Aber seine Beweggründe sind nicht rein. Wenn sich sein Herr für befriedigt erklärte, weshalb verlangte er als Vasall mehr? Warum sofort Siegfrieds Tod, obwohl dieser bereit war, seine Unschuld zu beschwören? Der realistische Dichter gibt in seiner Weise die Antwort. Zur Unterredung Prünhilds, Gunthers und Hagens kommen bald hinzu Ortwin und Gernot. Auch sie sind sofort damit einverstanden, daß Siegfried sterbe. Wir sehen: jetzt sind die vier Männer beisammen, die der Niederländer bei seinem ersten Erscheinen in Worms so hochmütig behandelt und beleidigt hatte. Der Groll gegen den Übermütigen, der die Zwischenzeit geschlummert hat, bricht jetzt wieder hervor — auch für Hagen ist er der vornehmste Grund, nach Siegfrieds Tode zu trachten, Siegfried, dessen Taten die seinen überschatteten, der ihn im Rate seiner Herren lange zurückgedrängt hatte. Und dann: Siegfried bietet zum Beweis seiner Unschuld den Eid an, Hagen beachtet das Anerbieten nicht, obwohl Gunther durch sein Verhalten bekennt, das er von der Treue seines Schwagers überzeugt ist. Ganz ohne Grund nimmt der Tronjer an, daß sich der Niederländer der Prünhild gerühmt habe. „Sollen wir Kuckucke aufziehen in Worms" sagt er aufstachelnd, gehässig mit diesen Worten eigentlich seine Herrin verdächtigend. Er will eben, daß Siegfried schuldig sei, dieser soll sterben. Giselher ist nicht ein-

verstanden, er weist auf des Freundes Dienste hin. Aber das gießt eher Öl ins Feuer. Es ist ja gerade der Druck von Siegfrieds Überlegenheit, der den ersten Vasallen Gunthers so verstimmt.

Der König kann noch nicht zustimmen. Er sieht jetzt wohl deutlicher, wie schwer seine Frau und er beleidigt sind, mag Siegfried gesagt haben, was er wolle; Rache muß genommen werden. Aber andererseits fällt das Gefühl für die Güte und stete Dienstwilligkeit des Beleidigers schwer in die Wagschale, dazu geheime Furcht vor dessen gewaltiger Kraft und Macht. „Siegfried hat uns nur Gutes getan. Man soll ihn leben lassen", urteilt er.

Aber der Tronjer kennt die Schwäche seines Herrn und drängt weiter. Er faßt ihn beim politischen Ehrgeiz: wenn der andere nicht mehr lebt, werden Gunther viele Lande untertan werden, dieser wird der mächtigste aller Könige — wieder ein Zeichen, daß Hagen nicht nur aus sittlichen Gründen Sühne verlangt. Hat er doch schon früher einmal auf den Nibelungenhort hingedeutet: „Ach, wenn der doch in das Land der Burgunden käme". Er weiß, welchen Zuwachs an Macht ein unerschöpflicher Schatz bringt.

Der König kann sich immer noch nicht entschließen, er wird traurig, daß sein bester Mann nicht abläßt. Traurig, weil er ablehnen möchte und doch nicht kann. Er fängt an nachzugeben.

Immer weiter drängen die Helden. Gunthers Widerstand wird schwächer: „Siegfried bedeutet für uns Glück und Glanz, darum laßt Euren mörderischen Zorn. Bedenkt auch, daß der wunderbar kühne Held furchtbare Stärke hat". Der anfangs mehr unbewußt hereinspielende Beweggrund von der überlegenen Kraft des andern arbeitet sich zur Klarheit hinauf und schiebt die ethischen Bedenken schon etwas beiseite.

Hagen erfaßt sofort die Lage: „Ihr braucht nichts zu sagen und zu tun; ich werde die Sache im Geheimen ausführen." Er beurteilt seinen Herrscher richtig: „Wie wäre das wohl zu machen?" fragt dieser gleich — er

scheut auch hier vor allem den Skandal. Nun entwickelt Hagen seine List: durch falschen Kriegslärm will er Kriemhild tückisch das Geheimnis der verwundbaren Stelle ablocken. Nun, wo er sieht, daß er persönlich aus dem Spiel bleiben kann, gibt der König sein Einverständnis. Er begeht die große Untreue an seinem Freund und Schwager: Siegfrieds Tod wird beschlossen.

Die List wird ausgeführt, die angeblichen Boten Lüdegers und Lüdegasts kommen. Aber trotz seiner Zustimmung regt sich Gunthers besseres Gefühl wieder und macht ihn schwankend, auch raten viele Vasallen von der Tat ab. Aber Hagen läßt keine Ruhe, er hetzt unaufhörlich weiter. Der schwache König wird Schritt vor Schritt durch den entschlossenen und willensstarken Hagen dorthin gedrängt, wohin er kommen soll. Bald wirkt er selbsttätig mit, seine sittlichen Bedenken sind überwunden. Als Siegfried hört, Sachsen und Dänen hätten gegen Burgund Krieg beschlossen, ist er, gutmütig und dienstbeflissen wie immer, sofort bereit, zu helfen. Gunther, ungerührt von seiner Arglosigkeit und Treue, täuscht ihn schmählich: kalt sagt er den Krieg wieder ab, als Hagen seinen Zweck bei Kriemhild erreicht hat, und setzt selbst die Jagd an. Er tritt jetzt bereits tätig hervor, während er sich vorher nur schieben ließ. Er reitet auch mit in den Wald, übernimmt also einen Teil der Verantwortung für das, was dort geschehen soll. Gernot und Giselher bleiben zu Hause, sie wollen nicht mittun; Halbheit auch das, weil sie zulassen und nicht Widerstand leisten. Weiterhin handelt der König ganz im Einverständnis mit dem Tronjer, er macht bereitwillig den Wettlauf zum Brunnen mit, der dem Gaste den Tod bringen soll. Bedauern hat er jetzt nicht mehr. Nach dem Morde beklagt er heuchlerisch Siegfrieds Tod und beteuert seine Unschuld! Allerdings, den tötenden Wurf hat er nicht getan.

Die Absicht des Dichters bei dieser Gestalt offenbart sich deutlich: Gunther soll immer tiefer in der Achtung des Hörers sinken. Zuerst äußerlich als Held und König: der Tiefpunkt dieser Entwicklung ist der nächtliche Auf-

tritt, der den burgundischen Herrscher komisch-kläglich an die Wand befördert. Dann innerlich, sittlich: der Tiefpunkt dieser Entwicklung liegt da, wo Gunther zuläßt, daß Siegfried getötet wird, nachdem er höflich und achtungsvoll seinen königlichen Wirt hat an der Quelle zuerst trinken lassen. Es ist der Gipfelpunkt der Untreue und jämmerlichen Schlaffheit, daß Gunther des Gastes Liebenswürdigkeit benutzt, um ihn ermorden zu lassen.

Ebenso planvoll ist auch Hagen gezeichnet. Wie Gunther wird er zuerst äußerlich als Held herabgedrückt: so in der Ankunftsszene, später in Island. Dann sinkt er moralisch von Stufe zu Stufe. Seine Rache wird wesentlich durch den Groll gegen den überlegenen Niederländer begründet. Die Art, wie er sie vorbereitet, ist tückisch, grausam: offenen Kampf mit dem Starken kann er nicht wagen, darum geht er zu Kriemhild und betört sie. Ihre Sorge um den Geliebten nutzt er kaltherzig aus, indem er sich von ihr die verwundbare Stelle Siegfrieds bezeichnen läßt. Ihn rührt nicht die liebevolle Sorge der Gattin, auch nicht das offene Bekenntnis ihrer Schuld und ihre Reue, Prünhild beleidigt zu haben. Er sinnt nur darauf, den Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der ihn und seinen König an die zweite Stelle drängt. Das Selbstsüchtige seines Tuns wird immer klarer.

Mit kältester Berechnung ist der Plan der Ermordung entworfen, mit kältester Berechnung wird er ausgeführt. Sorgfältig trägt Hagen Siegfrieds Waffen beiseite, als sich dieser zum Trunke niederbeugt, heimtückisch schleudert er dem Niedergebeugten den Speer in den Rücken. Dann flieht er sofort: der Dichter will sagen, daß Hagen auch dem verwundeten Gegner nicht gewachsen ist. Aber dieser erreicht ihn doch und schlägt ihn mit dem Schilde nieder; fast wäre Hagen noch erlegen, nur die zunehmende Todesermattung des Gegners rettet ihn.

Äußerlich und innerlich steht Hagen hier am Tiefpunkt seiner Entwicklung: an Kraft selbst dem Todwunden unterlegen, durch seine Selbstsucht, Untreue und

Hinterlist verabscheuenswert. Und hier bekennt er auch offen, was ihn eigentlich zu der Tat getrieben hat: „Klagt nicht über Siegfrieds Tod. Jetzt hat unsere Sorge und Verdruß ein Ende. Jetzt gibt es keinen mehr, der wagen könnte, es mit uns aufzunehmen. Wohl mir, daß ich Siegfrieds Überlegenheit (hêrschaft) ein Ende gemacht habe." Von Prünhild spricht er gar nicht, hier schauen wir unmittelbar in sein Herz.

Auf Gernots und Giselhers Verhalten fällt auch ein Schatten: warum schweigen sie? warum verhindern sie den Mord nicht? Das bloße Fernbleiben entlastet sie nicht.

Je dunkler die Farben werden, mit denen der Dichter die Gestalten Gunthers und seines Kreises malt, um so heller und leuchtender werden die, die er für Siegfried und Kriemhild wählt. Gewiß, jener hat sich durch sein Ausplaudern, diese durch ihre Beleidigungen ins Unrecht gesetzt: es sind Flecken auf ihrem Bilde. Aber von nun an finden sich beide zu sich selbst zurück. Kriemhilds Zorn ist schnell verraucht; sie bedauert ihre Heftigkeit und bereut von Herzen, die Prügel ihres Gatten nimmt sie als gerechte Strafe willig hin. Das Edle ihres Wesens, das einen Augenblick durch den vulkanischen Ausbruch ihrer Leidenschaft überflutet worden war, tritt wieder die Herrschaft in ihrer Seele an: als der Krieg mit Dänen und Sachsen droht, ist sie ganz die liebende, sorgende Gattin, die nur an das Wohl des Geliebten denkt.

Auch Siegfried bedauert seinen Übermut. Wir sahen, er war sofort zu jeder Genugtuung bereit und tat, was er konnte. Er bemüht sich weiter durch dienstwillige Ergebenheit seine aufrichtige Gesinnung zu zeigen: freundschaftlich bietet er sich gleich zum Kampf gegen die Feinde an, es schmerzt ihn, daß ihm die Absage die Gelegenheit nimmt, seinen guten Willen zu bewähren.

Gunthers Worte und Verhalten muß beide in dem Glauben bestärken, der Streit sei beigelegt, alles sei nun wirklich so wie zuvor. Der Dichter hebt das stark hervor, um zu zeigen, wie sehr Hagens Nachtragen und

Tücke, Gunthers Haltlosigkeit von dem Verhalten des niederländischen Königspaares absticht.

Wie die Erzählung bei Siegfrieds Ermordung den Tronjer und seinen Herrn auf dem Tiefpunkt ihrer Charakterentwicklung zeigt, so malt sie uns bei derselben Gelegenheit noch einmal ein menschlich schönes, ergreifendes, glänzendes Bild von Siegfried und Kriemhild. Sie sollen die volle Sympathie des Hörers gewinnen, noch einmal sollen mit diesen Gestalten die Ideale der modernen Zeit erglänzen.

Siegfried auf der Jagd — in vollem Glanz seiner gewaltigen Heldenpersönlichkeit steht er vor uns da. Er führt einen mächtigen Speer und ein breites Schwert. Seinen Bogen können andere nur mit einer Maschine spannen, er spannt ihn mit seiner gewaltigen Kraft allein. Ein glänzender Jäger macht er ungeheure Beute: die großen Tiere des Forstes erschlägt der Starke mit dem Schwert. Noch einmal gibt er seinem überquellenden Kraftgefühl freien Lauf: einen Bären fängt er lebendig, bindet ihn und legt ihn über den Sattel. Im Wettlauf übertrifft er Gunther und Hagen, noch dazu mit Kleidern und allen Waffen belastet.

Der Dichter vereinigt hier Züge des alten Heldentums. Aber auch das Höfische, eigentlich Moderne fehlt nicht. Der Held trägt schöne Kleidung, die beschrieben wird: ein Jagdgewand von schwarzer Seide,[1]) einen Hut mit Zobel besetzt, ein goldenes Hifthorn. Er benimmt sich ausgesucht höfisch: auf Wunsch des Königs geht er mit zur Jagd, beim Trunk am Quell läßt er ihm den Vortritt — so wird sein höfisches Wesen der Anlaß zum Verderben. Menschlich schön tritt seine Liebe zu Kriemhild hervor. Bewegt nimmt er zärtlich Abschied von der Gattin, vor dem Tod ist sein letzter Gedanke Kriemhild: „Laßt Euch meine geliebte Frau befohlen sein und seid ihr gnädig. Bedenkt, daß sie Eure Schwester ist. Zeigt Euch als Fürsten und behandelt sie freundlich."

[1]) Das verhängnisvolle Kreuz ist nicht darauf gestickt: Hagen hat durch das Kreuz nur die Stelle kennen gelernt, wo Siegfried verwundbar ist und findet sie nun auch so.

Und Kriemhild? Längst haben sich ihre Gedanken von Brünhild ab und ausschließlich ihrem Siegfried zugewendet. Als der Krieg droht, ist ihr einziger Gedanke, wie sie sich den Geliebten erhalten könne. Mit schwerer Sorge entläßt sie ihn zur Jagd. Als er ermordet vor ihr liegt, bricht sie sprachlos zusammen. Dann schreit sie laut auf, so daß das ganze Haus ertönt, das Blut schießt ihr aus dem Munde vor unermeßlichem Jammer. So tief ihre Liebe, so heftig jetzt ihr Schmerz: der realistische Dichter läßt jene an diesem ermessen.

Sie befiehlt einen kostbaren Sarg anzufertigen und das Begräbnis zu veranstalten. Todessehnsucht ergreift sie. Mit dem Geliebten ist all ihre Freude dahin: möchte doch Gott sie mit ihm zusammen tot liegen lassen. Sie verschenkt unermeßlich viel Gold für sein Seelenheil an Arme, sie läßt unzählige Seelenmessen lesen. Drei Tage und drei Nächte weilt sie in der Kirche an der Leiche und wartet auf den Tod. Am vierten Tage soll die Beisetzung stattfinden. Ehe sie zum Grabe kommt, sinkt sie in unendlichem Schmerz ohnmächtig nieder: man muß sie mit Wasser begießen, damit sie wieder zu sich komme. Als der Sarg in die Gruft gelassen werden soll, faßt sie eine unstillbare Sehnsucht, noch einmal des Toten schönes Haupt zu sehen. Man muß den Sarg aufbrechen. Zum letztenmal küßt sie den geliebten Gatten — Blut bricht aus ihren Augen. Dann fällt sie bewußtlos zusammen, man trägt sie weg. Der Dichter häuft die starken Züge, es liegt ihm viel daran, zu zeigen: leidenschaftlichster Schmerz, leidenschaftlichste Liebe.

Diese Schilderungen Siegfrieds und Kriemhilds ergreifen besonders, weil sie in Verbindung mit der Darstellung von dem Untergang des Helden gegeben werden. Sie überstrahlen die Bilder weit, die das Gedicht von Hagen und Gunther entwirft. Aber dennoch wäre es falsch zu glauben, der Dichter stehe ganz auf seiten jener beiden menschlich schönen Persönlichkeiten, die er sichtlich mit seiner Teilnahme begleitet, und wolle anderer-

seits Gunther und Hagen ablehnen. Erst die weitere Entwicklung der Handlung wird die Gedanken des Erzählers erkennen lassen. Doch schon jetzt kann man ahnen, was er sagen will. Es sind einige Züge zu beachten, die in den bestehenden Schilderungen des niederländischen Königspaares auf den Sinn des Ganzen hinweisen.

Herrlich steht Siegfrieds Persönlichkeit bei der Jagd vor uns. Aber das Bild ist doch wohl nicht ideal im Sinne des Dichters. Dieser unterläßt es nicht, noch einmal in feiner Weise realistisch auf den uns schon bekannten Grundzug seines Wesens, kraftgeniale Rücksichtslosigkeit, hinzuweisen. Derselbe ist nicht ausgetilgt trotz aller zuht und minne. Der Held hat mit überlegener Kraft einen Bären gefangen und gebunden. Nun macht er sich den Spaß, ihn an der Lagerstätte loszulassen. Die Hunde fahren auf das Tier los, es springt in die Küchengeräte, ein ungeheurer Lärm erhebt sich. Erschreckt springen die Herren mit ihren Mannen auf: offenbar kommt ihnen der Bär nicht gerade gelegen. Aber Siegfried eilt ihm nach, selbstbewußt, und erlegt ihn leicht mit dem Schwert — noch einmal den Burgunden seine Überlegenheit sehr handgreiflich zeigend.

Kriemhilds Liebe ist tief und herzlich. Aber ihre Liebe ist allzu ausschließend nur auf einen Punkt gerichtet. Die ungeheure Stärke, mit der sie sich nun als leidenschaftlicher Schmerz offenbart, hat doch etwas bedrohliches, elementares. Man fragt schon jetzt: wessen wird diese Frau fähig sein? Ihre Sorge um den Gatten läßt sie alle Klugheit Hagen gegenüber vergessen. Sie muß ihn doch kennen, sie müßte doch daran denken, wie schwer sie eben erst Prünhild, seine Herrin, beleidigt hat. Diese Gedanken liegen ihr nicht fern, nur formen sie sich nicht klar begrifflich in ihrer Seele. Denn nachher weiß sie gleich: „Der Tote, der draußen liegt, ist Siegfried", alsbald ist ihr der ganze Zusammenhang schrecklich klar: „Prünhild hat es geraten, Hagen hat es getan". Und nach Siegfrieds Begräbnis bleibt sie in Worms, da wo die Mörder ihres Gatten wohnen:

um ihren einzigen Sohn Gunther kümmert sie sich nicht, der tote Gatte steht ihr näher als die Pflicht gegen den lebenden Erben seines Reiches. Der Zug wird sich später kraß wiederholen, ein Zeichen, daß ihn der Dichter mit Absicht anbringt. Dann lebt die Witwe ausschließlich der Erinnerung an den Gemahl. Sie läßt sich nahe der Kirche ein Haus bauen und zieht sich dahin zurück, ihr Leben mit Beten, Weinen, Klagen ausfüllend. Dies Leid währte bis ans Ende ihres Lebens — meldet die Dichtung. Siegfried bleibt ihr einziger Gedanke, nichts ist weiter für sie vorhanden.

Der selbstbewußte kraftgeniale Siegfried verstieß bei seinem ersten Auftreten in Worms gegen Recht und Vernunft, durch seine Selbsterniedrigung in Island gegen die Standessitte, als er das Geheimnis der Brautnacht ausplauderte, gegen Treue und Ehre, durch seinen derben Spaß auf der Jagd gegen die höfische Zucht. Kriemhild verletzte durch ihre anfängliche Sprödigkeit und Hochmut die Pflichten der Familie, die natürliche Pflicht der Frau, durch ihre ausschließliche Liebe zum toten Gatten die Pflicht gegen ihr Kind, wohl auch nach der Meinung der Dichtung, ihre Pflichten als Herrscherin der Niederlande. Der Erzähler häuft sichtlich Züge eines mehr oder minder ausgeprägten Individualismus, einer mehr oder weniger feinen Ichsucht. Sie finden keineswegs seinen Beifall, denn ihm stehen die sittlichen Werte der alten Zeit: natürliche Pflicht der Frau, Pflicht gegen Sippe und Volk, Standespflicht, Ehre, Treue fest, der konservative Dichter verlangt, daß sie auch der moderne Ritter achte und bewahre. —

Das Glück Siegfrieds und Kriemhilds ist jäh zusammengebrochen. Dieser Zusammenbruch ist innerlich begründet. Der Grund liegt zunächst in dem letzten Endes doch Leidenschaftlichen, Ungebändigten, Elementaren ihrer Natur, das an den Überlieferungen der älteren Zeit keine hinreichend starken Dämme mehr findet, andererseits von den Kräften der modernen Zeit: Zucht, Liebe, Mäßigung (mâze) nicht voll bezwungen ist; es liegt in ihrer individualistischen Lebensauffassung und

Lebensführung, die in den modernen Anschauungen der ritterlichen Gesellschaft wurzelt. Aber der Dichter sucht den Grund doch noch tiefer. Er ruht in der Vorausbestimmung des Geschicks, er ist, würde man heute sagen, ein metaphysischer. Die Dichtung weist an der entscheidenden Stelle von Siegfrieds Tod sehr stark darauf hin. In der Nacht, bevor der Held mit zur Jagd zieht, träumt Kriemhild, ihren geliebten Mann jagten zwei Eber über das Feld, die Blumen wurden rot vom Blute des Gehetzten; und zwei Berge stürzten über ihm zusammen, so daß er ihren Blicken entschwand. Die Ereignisse des Wettlaufs zeigen sich deutlich im voraus. Als der Gatte Abschied nimmt, denkt Kriemhild ahnungsvoll an das, was sie Hagen arglos und aus sorgender Liebe verraten hat, aber sie wagt es nicht auszusprechen, irgend etwas verschließt ihr den Mund. Sie hat auch ein unbestimmtes Gefühl davon, daß sie sich vor Prünhild und dem Tronjer hüten müsse: „Ich fürchte sehr einen Anschlag von Leuten, die man vielleicht beleidigt hat, und die ihren feindlichen Haß an einem auslassen könnten". Aber sie erklärt sich nicht deutlich und überwindet sich nicht, dem Gemahl zu sagen, was sie getan hat. Siegmund kann die Nacht nicht schlafen: sein Herz ahnt, daß ein Unglück geschehen sei. Es sind dunkle Ahnungen oder Gefühle, dann wieder deutliche Träume, die die Schicksalsmacht den Menschen ins Herz schickt, als Zeichen der Zukunft, dem Hörer als Erinnerung an die Überzeugung des Dichters, daß des Menschen Tun und Leiden nicht in seiner Macht stehe, daß nur das geschieht, was geschehen soll.

Was dunkel in der Seele Kriemhilds lag, wird klar, als sie den Geliebten tot vor ihrer Tür findet. Sein Schild ist nicht verletzt, also ist er ermordet, schließt sie blitzschnell und richtig. Und hatten sie schon Prünhilds absprechende Worte über den Gatten schwer gereizt, so muß natürlich der Rachegedanke jetzt erst recht in ihrem Herzen aufsteigen. „Wüßte ich, wer es getan — d. h. hätte ich sichere Beweise — auf dessen Tod würde ich immer sinnen". Der Gedanke entwickelt

sich breiter und voller: „Wenn ich den kennte", sagt sie zu dem betrübten Siegmund, „der das getan hat, dem würde ich nie wieder freundlich werden; ich würde darauf sinnen, ihm ein Leids zu tun, so daß seine Freunde durch mich immer Tränen vergießen müßten". Die zarten Gefühle treten beiseite, die leidenschaftliche Härte, die im Grunde ihrer Seele ruht, offenbart sich.

Aber jetzt weiß sich Kriemhild zu beherrschen. Die Nibelungen wollen den Tod ihres Herrn rächen: sie rät ab, die Streitkräfte reichen nicht entfernt zu; die Rache soll auf eine bessere Gelegenheit verschoben werden, sie wird dann selbst an ihr teilnehmen. „Zeigt mir den, der mir den Gatten genommen hat: dem will ich schweren Schaden zufügen". Er wird ihr gezeigt. Als Hagen an Siegfrieds Leiche tritt, fließen dessen Wunden aufs neue. Wieder steigt das Rachegefühl auf: „Möge Gott Siegfrieds Freunden gewähren, daß sie die Tat rächen". Sie tritt nun Hagen, zugleich auch Gunther und Prünhild mit offenkundiger Feindschaft gegenüber. Sie ist sich jetzt darüber vollkommen klar, daß Prünhild den Tod ihres Gatten verlangt, Hagen ihn herbeigeführt, Gunther dabei geholfen hat. Diese drei sind ihre Feinde am Burgundenhof: sie haßt sie mit vollem Bewußtsein, von ihnen hält sie sich vollkommen fern. Es entsteht eine ungeheure Spannung. Wer möchte bezweifeln, daß sie jeden Augenblick in einer schweren Rachetat ausbrechen kann? Nicht umsonst hat der Dichter Kriemhilds Leidenschaft und verblendete Hartnäckigkeit vorher gezeigt.

Aber merkwürdigerweise geschieht nichts dergleichen. Wir hören nicht, daß die schwer Gekränkte den bereits gefaßten Rachegedanken verfolgte. Sie verkehrt herzlich und freundlich mit der Mutter Ute, auch mit den Brüdern Gernot und Giselher, weil diese an der Ermordung keinen Anteil genommen haben. Man versteht dies Verhalten wohl aus dem alten, gegenständlichen Schuldbegriff, den das Hildebrandslied noch hat, der auch Wolfram von Eschenbachs Stellung zu dem Unrecht des jungen Parzival dem kranken Oheim Anfortas gegenüber verständlich macht. Denn die beiden jüngeren Brüder Gunthers

haben doch um den Mordplan gewußt und ihn nicht verhindert. Schließlich wird sogar mit Gunther Versöhnung geschlossen. Der König wünscht sie, Gernot und Giselher vermitteln bei der Schwester, Kriemhild gibt ihren Haß auf. Auch hier wirkt wohl der eben erwähnte gegenständliche Schuldbegriff mit: den Todesspeer hatte, wie die Wundenprobe an der Bahre bewiesen, Hagen geschleudert, Gunther war nicht persönlich an der Bluttat beteiligt. Es kommt dazu die Macht des Sippengefühls: von Prünhild ist keine Rede, sie scheint in die Versöhnung nicht einbezogen zu sein (Str. 1485/6). Und schließlich muß sich Kriemhild sagen, daß sie durch die Beleidigung der Gattin den Bruder aufs schwerste verletzt hat und deshalb wohl nachgeben dürfe.

Hagen der Mörder bleibt natürlich ausgeschlossen. Mit ihm kann die Beleidigte keine Gemeinschaft haben, ihr Haß gegen ihn bleibt unvermindert. Aber merkwürdigerweise macht sie keine Anstalten, ihre Rache ins Werk zu setzen. Der Rachegedanke klingt wieder ab, ziemlich schnell, wie einst der Zorn gegen Prünhild verrauchte. Der Dichter will offenbar ausdrücken: trotz jenes ersten Ausbruchs der Rachsucht gegen die Schwägerin, der das elementar Leidenschaftliche in Kriemhild blitzartig beleuchtete, überwiegt in ihrer Seele doch das Gute und Edle, Freundliche und Milde. Sie läßt sich versöhnen, wenn ihr aufrichtige Freundschaft entgegengebracht wird, weil sie fühlt, daß sie selbst Anstoß zu dem ganzen Unheil gegeben hat.

II.

Der Dichter hat mit Fleiß die Gestalten Gunthers und seines Kreises immer tiefer ins Dunkel treten lassen, vor allem Hagen und den König, aber auch die beiden jüngeren Brüder. Die Ermordung Siegfrieds, der Vorgang an der Bahre sind die Auftritte, in denen die königlichen Brüder und ihr Vasall sittlich am tiefsten stehen. Der Dichter scheint sich hier entschieden von diesen Vertretern einer älteren Kultur abzuwenden, Siegfried und Kriemhild als Musterbilder einer modernen

zu empfehlen. Aber so scharf er die Burgunden beurteilt — er erläßt ihnen nichts —, so steht er doch der Denkart, der Weltanschauung derselben näher als dem Individualismus ihrer Gegner. Der Verfasser des Nibelungenliedes ist ein konservativer Mann, dem die Überlieferungen und Ideale der alten Zeit mit den pflichtmäßigen und geschichtlich gewordenen Schranken, die sie dem Wünschen und Wollen des Einzelnen ziehen, teuer bleiben. Das tut er dadurch kund, daß er nach Siegfrieds Bestattung die dunklen Schatten, die sich seit Siegfrieds Ankunft in Worms über Gunther und seinen Kreis gelegt haben, langsam wieder aufhellt, bis am Ende des Gedichts die burgundischen Helden im hellsten Glanz als Muster wahren ritterlichen Heldentums und edelster feudaler Gesinnung dastehen.

Gernot hat an den Beratungen über Siegfrieds Tod teilgenommen und dem Beschluß nicht widersprochen. Von der Jagd blieb er weg: der Verrat schreckte ihn doch. So schwankt sein Bild. Auch Giselher hat nichts verhindert. Aber es ist doch keine Verstellung, wenn Gernot nachher Siegfrieds Tod aufrichtig beklagt und Kriemhild verspricht, alles wieder gut zu machen. In der Tat richtet er darauf sein Streben. Er hat wohl erkannt: nach der ungeheuren Beleidigung Prünhilds mußte Siegfried sterben, doch nach vollbrachter Sühne soll es die Schwester gut haben und keinen Schaden weiter erleiden. Darum schließt er sich eifrig Giselhers Bitte an, die Verwitwete möge in Worms bleiben, tröstet sie, vermittelt die Versöhnung mit Gunther und holt später, um ihr eine Freude zu machen, den Nibelungenhort selbst nach Worms. Er nimmt stets für die Schwester Partei, sogar gegen Hagen, so sehr, daß er schließlich die gebotene Vorsicht außer Auge setzt und des Vasallen kluge Warnung verachtet. Giselher verhält sich ähnlich.

Auch Gunther hebt sich, zuerst moralisch, dann auch äußerlich, freilich mit Schwankungen und Rückfällen. Er hat sich in dem Auftritt mit Prünhild schwächlich und lau, bei Siegfrieds Ermordung nieder-

trächtig, hinterher Kriemhild gegenüber verächtlich gezeigt. Von nun an aber wendet er sich zum Besseren. Es tut ihm leid, der Schwester solch Herzeleid zugefügt zu haben. Er beginnt einzulenken und ihre Gunst zu suchen. Hagen rät ihm, sich mit Kriemhild auszusöhnen, damit der Nibelungenhort ins Land komme. Der König ist sofort bereit. Nicht aus dem selbstsüchtigen Grunde, der Hagen zu dem Rate bestimmt, sondern weil er froh ist, sich der Schwester wieder nähern zu können. Er läßt ihr dann durch Ortwin, Gere, Gernot und Giselher Sühne anbieten und ist glücklich, daß die Witwe einwilligt. Er schwört bereitwillig, ihr nie wieder ein Leides zu tun, und ist gewillt, diesen Eid unter allen Umständen zu halten. Darum will er die Schwester nicht im Gebrauch des Nibelungenschatzes beschränken. Er widersetzt sich Hagen, der dazu rät, auf das Entschiedenste. Aber freilich, er ist kein starker Charakter: dem Drängen Hagens hält er nicht stand. Es wiederholt sich das, was bei der Beratung über Siegfrieds Ermordung schon geschah. Der Vasall erklärt sich bereit, alle Schuld auf sich zu nehmen. Nun darf er Kriemhild die Schlüssel zur Schatzkammer wegnehmen, so daß sie nicht mehr über das Gold verfügen kann. Gunther schweigt dazu, ein Rückfall in seine alte Schwäche; er wird eidbrüchig. Aber immer kommt doch sein guter Wille wieder durch. In Abwesenheit der Könige wagt es Hagen, Siegfrieds Witwe den Hort ganz zu entziehen und in den Rhein zu versenken. Gunther wird zornig und läßt den Vasallen in Ungnade fallen, derselbe muß den Hof verlassen. Es ist das erste Mal, daß sich der König so kräftig gegen Hagen stellt, und es geschieht um der Schwester willen! Aber noch setzt er seinen Willen nicht durch: Hagen kehrt an den Hof zurück und der Hort bleibt im Rhein. Der König ist eben der Mann halber Maßregeln: ein sprunghafter Entschluß und dann Zurückweichen. Jedoch wächst im Lauf der Erzählung seine innere Kraft. Von nun an tritt er immer selbständiger auf, gerade wie Gernot. Aber freilich: brachte es ihm früher keinen Vorteil den

Ratschlägen Hagens zu gehorchen, so jetzt erst recht nicht, sie zu mißachten. Wie Giselher und Gernot, so wird auch ihm seine schuldbewußte Beflissenheit der Witwe Siegfrieds gegenüber zum Verderben, sie verschleiert ihm das klare politische Urteil.

Vor allem wächst Hagen empor und enthüllt die edle Seite seines Wesens. Er war gleich im Anfang von dem Niederländer beleidigt worden, er blieb verstimmt wegen seiner Zurückdrängung bei Hofe, die überall hervortretende Überlegenheit Siegfrieds ergrimmte ihn, aber er mußte seinen Verdruß in der Brust verschließen, er wurde das bittere Gefühl, der Zweite zu sein, nicht los. Diese Verstimmung verhüllte die edle Seite seines Wesens, zeigte ihn hinterhältig, grausam, unedel. Aber seit dem Tode des Gegners wird er anders. Er geht aus sich heraus und übernimmt offen die Verantwortung für das, was er getan: „Man soll nicht sagen, Verbrecher haben ihn erschlagen." Er bringt den Toten selbst nach Worms. Es ist ihm gleich, ob Kriemhild erfährt, wie ihr Gatte gestorben ist oder nicht. Er reckt sich jetzt mächtig empor. Ihr Weinen läßt ihn kalt. Aber freilich, noch immer leitet der Haß sein Tun und macht sein Bild unerfreulich. Er legt es darauf ab, Kriemhild schwer zu treffen: mit kalter Grausamkeit wirft er den Toten unmittelbar vor ihre Tür. Er verharrt in seinem zynischen Benehmen: zu dem Jammer der Klagen um den Getöteten kommt er — sehr spät —, als ob gar nichts geschehen sei. Kühl und gleichgültig leugnet er die Tat zuerst ab, gelassen schreitet er zur Bahre. Da fangen die Wunden des Toten wieder an zu bluten und zeugen gegen ihn. Jetzt leugnet er nicht weiter, selbstbewußt, in furchtbarer Größe steht er da.

Dreieinhalb Jahr lebt er dann in Worms, ohne Kriemhild ein einziges Mal zu sehen. Sein Haß vergeht. Der Nebenbuhler ist weggeschafft, Kriemhild wird ihm gleichgültig. Jetzt ist er der stärkste Held, — dies Gefühl spricht aus seinem Reden und Tun.

Der Dichter will Hagens Tat nicht entschuldigen. Sie ist wesentlich aus persönlichen Beweggründen ent-

sprungen, aus Neid, Haß, Rachedurst, es war eine starkiu untriuwe. Denn die Sorge für die Ehre der Herrin und die Machtstellung seines Königs war Hagen doch nicht das Wichtigste. „Nie hat ein Held größeren Verrat geübt als Hagen, als sich Kriemhild auf seine Treue verließ; Hagen brach Siegfried seine Treue, er tat das Schlimmste, was je ein Held getan," sagt der Dichter unverhohlen. Des Tronjers rohe, heimtückische Art wird in schärfsten Gegensatz zu der Treue, Dienstwilligkeit und Liebenswürdigkeit des Niederländers gestellt. Aber nachdem er die Sorge vor Siegfried los ist, nachdem es für ihn nichts mehr zu fürchten oder zu hassen gibt, treten die unedlen Beweggründe seines Handelns zurück. Allmählich erwirbt er als Held Achtung und Bewunderung, schließlich wird ihm das volle Mitgefühl zuteil: er steht vor uns als ein gewaltiger, edler Held, klug und politisch denkend, das Muster eines Recken älteren Stiles.

Der Dichter fügt sorgfältig einen Zug zum andern, um den Mann innerlich und äußerlich zu heben. Hagen erweist sich als eifrigen und treuen Diener seiner Könige, der nur daran denkt, ihre Macht zu mehren. Siegfried ist beseitigt: nun kann sich kein König der Welt mehr mit Gunther messen. Aber dessen Macht könnte noch größer werden, wenn es gelänge, den Nibelungenhort nach Worms zu bekommen. Alsbald rät er dem Könige — nur aus diesem politischen Grunde, — sich mit der Schwester zu versöhnen. Es geschieht. Freilich bleibt er von der Versöhnung ausgeschlossen, aber das macht ihm nichts, kommt doch das Gold nach Burgund.

Kriemhild hat dem Tronjer bei der Versöhnung mit den Brüdern unverhohlen ihren Haß gezeigt. Jetzt fängt sie in Worms an, Arm und Reich aus dem unerschöpflichen Hort zu beschenken. Viele werden ihr dadurch zu Freunden. Der immer mißtrauische Hagen wittert Absicht dabei, er meint, Kriemhild wolle sich Helfer für ihre Rache sichern. Er warnt Gunther. Der weist die Warnung zurück. Hagen warnt stärker: „Ein vernünftiger Mann soll einem Weibe nicht so großen Schatz überlassen. Kriemhild wird es noch dahin bringen, daß es die

Burgunden büßen müssen." Er setzt es durch, daß ihr die Verfügung über das Gold entzogen wird. Noch weiter geht er in der Sorge um seinen Herrn. Gernot und Giselher wollen der Schwester den Hort mit Gewalt wieder übergeben, aber Hagen benutzt eine Abwesenheit der Fürsten und versenkt das Gold im Rhein. Damit ist es Siegfrieds Witwe ganz entzogen. Deren verstärkter Haß, ihr Weinen und Klagen sind ihm ganz gleichgültig. Sein ganzes Sinnen und Trachten richtet sich nur darauf, ihr die Möglichkeit zu entziehen Rache zu nehmen. Er traut ihr nicht, er fürchtet für sich und seine Herren.

Aber in diesem Punkte hat er doch unrecht. Kriemhild haßt Hagen nach wie vor, aber in ihrer Seele ist der Rachegedanke, der gleich nach Siegfrieds Tode aufflammte, wieder zurückgebrannt. Der Schmerz drängt jedes andere Gefühl beiseite. Sie denkt nur an den toten Gatten, ihre Freigebigkeit fließt nur aus ihrer natürlichen Gutherzigkeit, politische Absichten liegen ihr fern. Doch die fortwährenden Reizungen Hagens dienen dazu, den Rachegedanken allmählich wieder zu erwecken und den Gegensatz zu dem Mörder ihres Gatten zu verschärfen. Der Dichter schildert wieder eine tragische Verwicklung: wie Kriemhild durch übergroße Sorge den Tod Siegfrieds möglich machte, so gräbt sich Hagen durch übergroße Vorsicht selbst sein Grab.

Gunther, seine Brüder und seine Helden läßt der Dichter allmählich wieder aufsteigen, Kriemhild muß sinken, bis sie, treulos und grausam sogar gegen die Sippe wütend, als Teufelin endet. Diese Entwicklung beginnt jetzt, wenn auch nur ganz leise.

Dreizehn Jahre lebt Siegfrieds Witwe in Worms. Sie kann den Gatten nicht vergessen, sie hängt in leidenschaftlicher Liebe nach wie vor an ihm. Denn noch immer ist die Liebe die allein in ihrer Seele herrschende Macht, nur daß sie sich jetzt als ungeheurer Schmerz um den Verlorenen äußert. Aber irgend welchen Versuch sich zu rächen, macht sie nicht; der Dichter deutet auch in keiner Weise darauf hin, daß sie irgendwelche Rachepläne bei sich überlege: ihr Schmerz läßt in ihrem Herzen

für kein anderes Gefühl Raum. In ihn versenkt sie sich mit starrer Einseitigkeit. Die Verwandten dürfen darum glauben, daß ihr Haß verschwunden sei, daß sie nichts mehr zu fürchten hätten. Aber der Dämon schlummert nur in Kriemhilds Seele. Wie er einst Brünhild gegenüber jäh hervorbrach, so kann er wieder ausbrechen.

Hagen traut der Feindin darum nicht. Er ahnt wohl, welch zähe und leidenschaftliche Rachsucht in ihrer Seele liegt. Er weiß auch von sich aus, daß eine schwere Beleidigung nicht vergessen werden kann und einmal ihre Sühne verlangt. Aber nun ist es das Tragische, daß er mit seiner richtigen Erkenntnis nicht durchdringt. Jetzt, wo er nach dem Tode des Nebenbuhlers wieder der Erste am Hof, der Ratgeber der Fürsten geworden ist, vermag sein Wort nicht zu überzeugen. Das Bestreben der Brüder, Kriemhild möglichst freundlich zu behandeln, sie nicht wieder zu verletzen, trübt ihr Urteil und führt sie zu Halbheiten.

Hagen hat richtig gesehen.

Etzel wirbt in Worms um Kriemhild. Die Brüder, nach der Versöhnung stets bemüht, der Schwester Freundlichkeiten zu erweisen, sprechen sich dafür aus, daß sie die Werbung annehme; sie empfehlen ihr durch Gere, das Jawort zu geben. Hagen als kluger Politiker und treuer Vasall seines Herrn, erklärt sich dagegen. Er fürchtet, Kriemhild werde einst Etzels Macht zur Rache benutzen. Er rät aufs dringendste ab, noch ehe die Umworbene etwas von der Botschaft erfährt: die Heirat werde das Unglück der Könige sein. Gunther begeht wieder eine Halbheit: man brauche ja nicht an Etzels Hof zu gehen, also könne man die Heirat ruhig zulassen — er meint, Kriemhild entgegen zu kommen und Hagens Rat zu befolgen, ließe sich vereinigen.

Kriemhild faßt die Botschaft ihrer Brüder erst als Hohn auf und lehnt leidenschaftlich ab. Wie könnte in ihrer Seele je ein anderer Gedanke Platz greifen, als der an Siegfried? Gernot und Giselher bitten sie persönlich, doch einzuwilligen. Sie will nicht. Nur der

Höflichkeit wegen läßt sie sich herbei, Etzels Boten Rüdeger wenigstens zu empfangen. Aber die Hunnen erreichen nichts, ihr Schmerz ist zu groß. Nachdem sie den besten Helden der Welt verloren hat, kann sie keinen andern mehr lieben. Sieg„fried ist noch immer ihr einziger Gedanke, neben dem in ihrer Seele nichts anderes Raum hat. Man sieht an diesem ablehnenden Verhalten, daß Kriemhild nicht entfernt daran denkt, die Möglichkeit einer Heirat zur Rache auszunutzen, daß, wenn wirklich der Wunsch sich an Hagen zu rächen, in ihr lebt, sie sich noch nicht damit beschäftigt hat, ihn irgendwie zur Tat werden zu lassen. Hagen irrt, wenn er ihr solche Absicht zutraut: noch ist der Schmerz um Siegfried der einzige Inhalt ihrer Seele.

Selbst die Schilderung der großen Macht Etzels macht auf sie keinen Eindruck; man sollte es eigentlich erwarten. Auch das Heidentum des Hunnenkönigs hält sie ab, doch nur, weil sie es für eine Schande hält, einem Heiden anzugehören: Heiden sind hier, wie im Rolandslied, Menschen zweiter Klasse. Ein inneres Verhältnis zum Christentum spricht nicht aus der Weigerung: Religion ist für sie etwas Standesmäßiges, nicht eine Sache des Herzens. So bleibt die Trauernde entschlossen, Rüdiger mit den Seinen wieder ziehen zu lassen. Nur der Form wegen bestellt sie den Markgrafen noch einmal in ihre Kemenate, um ihm rund heraus zu erklären, sie werde nie wieder einen Mann lieben.

Aber mit einem Male ändert sich ihr Sinn. Hier setzt die neue Entwicklung scharf ein, die dann zu so schlimmem Ende führt.

Rüdiger kennt den Gram der Königin, er möchte seinem Herrn auf jeden Fall die Braut schaffen; so greift er in seinem Diensteifer zu einem gefährlichen Mittel. Im Hinblick auf ihre Stimmung verspricht er ihr, das Leid ihres Lebens werde durch ihn besänftigt werden; er stellt sich ihrer Rache zur Verfügung. Er ahnt nicht, daß Kriemhild ihn beim Worte nehmen und daß er sich durch dies Angebot ins Verderben stürzen wird.

Erst durch das unmittelbare Angebot des Markgrafen wird Kriemhild klar, was Etzels Werbung für sie bedeutet, wird der Entschluß zur Rachetat in der Seele der Königin lebendig. Schnell schlägt er Wurzel und wächst von nun an immer weiter. Sie sichert sich sofort den Markgrafen durch Eid: er muß schwören, alles Leid zu rächen, was ihr einer antue. Jetzt weiß sie, sie hat viele Helfer: nun kann sie ans Werk gehen. Sie wird sich mit Etzels Reichtum noch mehr dienstwillige Männer erwerben. Ihre Bedenken wegen des Heidentums des Hunnenkönigs schwinden, zudem versichert ihr Rüdiger, am hunnischen Hofe lebten viele Christen, vielleicht lasse sich der König sogar zur Taufe bringen. Sie willigt ein, Etzels Gemahlin zu werden. Ein inneres Verhältnis zu ihrem künftigen Gatten hat sie nicht, will sie auch nicht: aus Liebe zu Siegfried heiratet sie den Hunnen. Es ist kein glücklicher Anfang ihres neuen Lebens: sie betrügt den Mann, der sie liebevoll erwartet. Der Dichter läßt hier einen starken Schatten auf Kriemhilds Gestalt fallen.

Die Brüder sind hocherfreut über den Entschluß: sie sehen töricht genug darin den Beweis, daß die Schwester ihr altes Leid wirklich vergessen wolle. Hagen dringt, hier zum ersten Male, mit seinem Rate nicht durch.

Die Königin bereitet sich zur Fahrt ins Hunnenland, auch das Gold, was sie vom Nibelungenhort noch übrig hat, denkt sie mitzunehmen. Wieder stößt sie mit Hagen zusammen. Dieser will, daß das Gold in Worms bleibe, denn Kriemhild wird es doch nur dazu benutzen, um Feinde gegen ihn zu werben. Die Könige sind wieder dagegen: sie wollen der Schwester nicht entgegentreten. Aber Hagen setzt darin wenigstens seinen Willen durch. Eine neue Kränkung, die jetzt natürlich den Rachegedanken in Kriemhilds Seele verstärkt. Gewiß ist der Tronjer auch in diesem Punkt zu mißtrauisch: die Burgunderin will bei den Hunnen nur nicht als arme Königin einziehen. Aber seine Maßnahme entspringt der Klugheit und der Sorge um das Geschick seiner Herren.

Kriemhild kommt nach dem Lande der Hunnen, in eine neue fremdartige Umgebung, an den Hof Etzels, dessen Kultur sich nicht mit der der Höfe des Westens messen kann.

Etzel, Botelungs Sohn, ist ein mächtiger, vornehmer, edler, freigebiger Herr und König. Von der Rhone bis zum Rhein, von der Elbe bis zum Meer ist kein Herrscher so gewaltig wie er. Zwölf Könige und dreißig Fürsten hat er zum Dienst gezwungen, darunter viele Völker des Ostens, deren Kultur sich mit der des Westens nicht vergleichen läßt. Er ist eine starke Herrscherpersönlichkeit.

Von den Fürsten, welche ihm dienen, leben offenbar nicht wenige an seinem Hofe und bilden sein Gefolge. Dazu kommen fremde Recken, die ihn aufgesucht haben und vorübergehend oder dauernd, als Gäste oder als Vasallen bei Etzel leben. Unter die letzteren gehört Rüdeger, der bei dem Hunnenkönig in Dienst getreten und von ihm mit Land und Leuten belehnt worden ist: er hat die Markgrafschaft Bechlaren. Er ist der Erste im Hunnenreich, sein ist die größte Gewalt bei Hofe: das hunnische Volk und Land dient ihm. Seine Stellung erinnert an die des alten Majordomus. Rüdeger kennt die Verhältnisse bei allen Völkern, sein Rat gibt beim Könige den Ausschlag, er wirbt für den König die Gemahlin, er bestimmt, wen Kriemhild beim Empfang küssen soll, er heißt Etzels Freund. Vorübergehend weilt Dietrich von Bern mit seiner Gefolgschaft im Hunnenland; er hofft von dort wieder in seine Heimat zurückzukehren. Noch andere werden genannt, tapfere Helden, die sich in den letzten Kämpfen auszeichnen: Hawart von Dänemark, Iring, Irnfried von Thüringen.

Diese germanischen Recken sind die besten des Königs, die hunnischen stehen ihnen, später auch den Burgunden gegenüber, merklich zurück, denn sie werden zu Tausenden von den wenigen Recken Gunthers erschlagen, zeigen sich oft ängstlich und gehen gern hinterlistig zu Werke. Sie stehen im Nibelungenliede

etwa den Mannen Konstantins im König Rother gleich.

Auch Etzel ist, obwohl ein gewaltiger König, dem burgundischen Herrscher nicht gewachsen. Schon als Heide, denn das bedeutet dem Dichter einen Mangel. Etzel selbst empfindet seine Unterlegenheit: er schaut mit einer gewissen Hochachtung und Verehrung zu den Christen auf, er weiß nicht, ob er hoffen darf, daß die Christin Kriemhild ihm ihre Hand reiche. Rüdeger läßt durchblicken, sein König werde vielleicht noch Christ, seinen Sohn Ortliep läßt er wirklich taufen. Die christlichen Helden stehen hoch in seiner Gunst: sie spielen am Hofe die erste Rolle.

Auch als Held ist Etzel den Burgunden nicht gleich. Zwar fehlt es ihm nicht an Mut, er scheut sich nicht, selbst in den Kampf einzugreifen. Aber doch rät ihm Kriemhild, sich vor Hagen vorzusehen. Und wirklich bringt man ihn vom Kampfe gegen die Burgunden ab: er soll sein Leben nicht aufs Spiel setzen.

Sonst aber entspricht sein Hof den Anforderungen der neuen Zeit. Die Königin erzieht adlige Jungfrauen, die Töchter edler Fürsten: der Hof ist Mittelpunkt feiner Sitte. Werte, vornehme Herren und Damen stehen im Dienst des Königspaares und bilden eine angenehme Hofgesellschaft. Heiter gestimmt, höfisch gebildet bewegen sie sich, verkehren miteinander, wie es sich gehört. Musik verschönt das Leben: Werbel und Swemmel heißen des Königs Spielleute. Es sind Knappen, keine Ritter, aber offenbar angesehene Leute, denn sie werden zu Botschaften an fremde Höfe gebraucht. Glänzende Feste werden auch bei Etzel gefeiert, der König ist dabei freigebig, wie man es verlangt.

Es ist das Bild eines heldisch-ritterlichen Hofes, was der Dichter malt, modern, aber im Grunde ein wenig barbarisch. Der kleine Auftritt mit dem geckenhaft und weibisch aufgeputzten hunnischen Ritter soll andeuten, daß die Kultur dort noch recht jung ist, erst neu emporgekommen.

Ausführlich schildert der Dichter die rein menschliche Seite des Hunnenkönigs und zwar sehr ansprechend.

Sein Auftreten hat etwas freundliches, herzliches, schlichtes, ich weiß nicht, ob man nicht geradezu sagen darf, altväterisches: ganz modernen Stiles scheint mir die Schilderung nicht. Man wird in gewisser Beziehung an Hagen von Irland, den Großvater Kudruns, erinnert.

Etzel stirbt seine Gemahlin Helche. Ihr Tod bekümmert ihn schwer, auch deshalb, weil nun das ganze Leben am Hofe stockt. Darum will der König wieder heiraten. Die Freunde raten ihm zu Kriemhild, der Witwe des berühmten Siegfried. Der König entschließt sich zur Werbung. Nun beschäftigen sich die Gedanken des Herrschers mit der Erwählten: er verliebt sich in Gedanken in sie, er benimmt sich wie der richtige Liebhaber. Er hofft, Kriemhild werde ihm gnädig sein. Durch Rüdeger, der die Werbung ausrichtet, schickt er ihr eine Liebesbotschaft: er entbietet ihr aufrichtige, große Liebe, er entbietet ihr von Herzen Freude ohne Schmerz, er will ihr beständige Liebe widmen, ihn quält oft Pein der Sehnsucht. Liebesqualen leidet er, weil die Geliebte noch nicht da ist; erst die Nachricht, daß sie komme, läßt bei ihm die schmerzlichen Gefühle verschwinden und fröhlich geht er ihr entgegen. Verliebt begibt er sich mit Kriemhild in ein herrlich bereitetes Zelt und nimmt bei Tisch ihre weiße Hand in seine Rechte. So verliebt zeigt er sich, daß es Rüdeger für geraten hält, bei dem Königspaar zu bleiben, damit der König nicht gar zu vertraulich werde — das Beilager soll erst in Wien vollzogen werden.

Der König lebt mit seiner zweiten Gemahlin lange Jahre in glücklicher Ehe. Er ist ein musterhafter Gatte und Vater. Über den heranwachsenden Sohn hat er große Freude: er sieht in ihm schon den künftigen edeln, starken Mann und tüchtigen Ritter, der der Familie Ehre und Hilfe bringen soll; er betrachtet ihn mit Freude und Stolz. Seine Freundlichkeit erstreckt sich auch auf die Sippe seiner Frau: treuen Sinnes gedenkt er ihrer und hegt für sie freundliche Gefühle. Gern sähe er die Burgunder einmal an seinem Hof,

darum schickt er ihnen auch später eine sehr freundliche Einladung. Er freut sich, als sie dieselbe annehmen und wirklich kommen. Als sie da sind, bewillkommnet er sie herzlich und höflich. Stets benimmt er sich den Gästen gegenüber vornehm und ehrenhaft. Von Kriemhilds schlimmen Plänen ahnt er nichts, sonst hätte er sie auf jeden Fall verhindert. Für seine friedfertige und vornehme Gesinnung gibt er viele Beweise; es bedarf erst unerhörter Herausforderung um ihn wirklich gegen die Burgunden aufzubringen.

An diesem Hofe, bei diesem Manne lebt nun Kriemhild. Der Vergleich mit ihrem früheren Leben in Santen fällt, bei aller Macht Etzels, doch immer zu dessen Ungunsten aus. Aller Glanz, mit dem sie ihr Gatte überströmt, bannt doch die Erinnerung an Siegfried nicht: schon bei ihrer Hochzeit dachte sie daran, wie anders es war, als sie bei Siegfried saß, und sie weint heimlich. Umsomehr pflegt sie den Gedanken der Rache: lancræche nennt sie der Dichter.

Die Königin geht nun ganz planmäßig vor. Sie wirbt im Hunnenland selbst viele Freunde, sie arbeitet geradezu darauf hin, daß ihr alle Helden des Königs gehorchen. Als sie bei den Hunnen ganz heimisch geworden ist, als sie Etzels Vasallen für sich gewonnen hat, schickt sie sich an, ihren Plan auszuführen. Mit den Brüdern hat sie sich vertragen, ihre Rache richtet sich nur gegen Hagen. Dieser hat ihren Siegfried gemordet und ihr den Nibelungenhort weggenommen, auch sonst ist er ihr überall in den Weg getreten: er soll sterben. Aber wie kann sie ihn in ihre Gewalt bekommen? Das beste Mittel scheint ihr, die Brüder an Etzels Hof einzuladen: Hagen muß als Vasall mit, bei dieser Gelegenheit wird er leicht zu fassen sein.

Die Einladung betreibt Kriemhild noch aus einem andern Grunde, aus einem edleren — der Dichter will sie hier noch nicht als Rachefurie erscheinen lassen. Kriemhild fühlt sich am Hofe ihres Gatten einsam. Das natürliche Gefühl für die Sippe erwacht, sie sehnt sich nach ihren Geschwistern, wenigstens nach Gernot und

besonders Giselher, denen sie nicht grollt. Oft steigen deren Bilder in ihrer Erinnerung empor, im Traume sieht sie sich mit ihrem jüngsten Bruder Hand in Hand lustwandeln und ihn küssen. Gerade ihn möchte sie gern wieder sehen und bei sich haben. Aber dieselbe Stimmung der Sehnsucht läßt in ihrer Seele einen gewissen Groll gegen Gunther entstehen. Er hat die Heirat mit Etzel empfohlen und zugelassen. Warum das? Wie konnte er der Schwester zureden etwas zu tun, was sie jetzt bereut? Er ist schuld an ihrer jetzigen Vereinsamung; sie wird ihm gram. Eine Abneigung bahnt sich an.

Es sind also zwiespältige Beweggründe, die die Königin dazu bringen, die Burgunden durch Etzel einladen zu lassen: Haß gegen Hagen und der Wille ihn zu verderben, Sehnsucht nach Gernot und Giselher, an deren geschwisterlicher Liebe sie sich erfreuen möchte. Gunther ist ihr gleichgültig, sie hegt gegen ihn eher eine gewisse Verstimmung.

Die Einladung ergeht nach Worms durch die Spielleute des Königs. Jetzt läßt der Dichter Kriemhild entschiedener sinken: sie ist treulos, sie plant einen Bruch des Gastrechts. Aber freilich, noch immer nur gegen Hagen. Das wird sich später ändern, doch der Dichter legt Wert darauf zu zeigen, daß die Königin nicht von vorn herein die Teufelin ist, die schließlich sogar gegen die Sippe wütet und damit vor Blutschuld nicht zurückschreckt. Sie soll erst unter der Wirkung der Verhältnisse bis zu diesem Äußersten vorschreiten. Der aufkeimende Groll gegen Gunther ist der erste Schritt auf dem verhängnisvollen Wege.

Ihrer Gesinnung entsprechend handelt Kriemhild. Sie belehrt die Boten vertraulich: ihre Verwandten möchten kommen und sie besuchen, weil sie im Hunnenland allein dastehe und die Hunnen meinten, sie hätte wohl keine mächtigen Verwandten. Gernot und Giselher läßt sie besonders grüßen und ihrer Freundschaft versichern: Gunther und Prünhild erwähnt sie überhaupt nicht. Aber Hagen soll ja die Reise mitmachen. Er sei als Führer nötig, er kenne den Weg von seinen Jünglings-

tagen her. Sie schärft den Spielleuten noch ein, nicht zu sagen, daß man sie im Lande der Hunnen je betrübt gesehen habe. Sie will verhüten, daß die Burgunden Verdacht schöpfen. Werbel und Swemmel ahnen nichts von der geheimen Absicht der Königin, sie ahnen auch nicht, daß sie durch ihre Botschaft selbst das Verderben über sich heraufziehen.

Kriemhilds Absicht gelingt. Die Einladung gelangt an den Hof nach Worms. Die Brüder meinen, durch die Versöhnung und durch die lange Zeit sei der Groll der Schwester erloschen. Hagen aber blickt tiefer, er erkennt hinter der scheinbar freundlichen Aufforderung die wahre Absicht. Er weiß, daß ihm jedenfalls nicht vergeben worden ist, und daß der Haß leicht verheerend um sich greift. Er weiß, was Hassen bedeutet. Darum rät er auf das dringendste von der Reise ab.

Aber er dringt wieder nicht durch. Das Bewußtsein, eine alte Schuld sühnen zu müssen, der moralische Beweggrund macht die Brüder entgegenkommend und betört ihr politisches Urteil. Ja sie sind verblendet genug den klugen Warner zu verdächtigen. Gernot sagt etwas spitz: „Wenn Hagen den Tod fürchtet und nicht mit uns reisen kann, warum sollen wir andern hier bleiben?“ Giselher macht ironisch Hagen den Vorwurf der Feigheit: „Da Ihr Euch schuldig wißt, bleibt zu Hause und sichert Euch; laßt die mitziehen, die den Mut dazu haben!“ Gunther sagt nichts. Früher hatte er gemeint, er brauche ja den Hof Etzels nicht zu besuchen, wenn er außer Gefahr bleiben wolle.

Gernot und Giselher verkennen den Grund von Hagens Weigerung. Der Held ist allerdings um sein Leben besorgt und hat keine Lust zur Reise. Aber es ist nicht Furcht, was ihn zurückhält: Furcht kennt er nicht. Er ist nur kein kecker Abenteurer, der sein Leben ohne Not, ohne zwingenden Grund aufs Spiel setzt. Er bleibt in seinem Charakter. „Ich wage wohl, wenn's nötig ist. Wenn Ihr nicht ablassen wollt von der Fahrt, dann gehe ich eben mit.“ Sobald die Pflicht, der Befehl seiner Herren ruft, ist die Sache für ihn entschieden,

dann weigert er sich nicht mehr. Es ist eben die altheldische Gesinnung eines Hildebrand, eines Walther, die hier hervortritt. Sie ist ganz entgegengesetzt der modischen von Frankreich herüberkommenden Stimmung des Ritters. Zugleich aber betont das Lied die Treue des Vasallen: schon hier unterstreicht der Dichter diesen Zug in Hagens Wesen: er wird immer schöner in seinem Bilde erstrahlen.

Hagen sieht das Unheil kommen. Nun sucht er vorzubeugen, soviel er kann. Er rät, wenigstens in großer Zahl und schwer bewaffnet, nicht bloß wie Gäste, zu Etzel zu reiten; man solle tausend der besten Ritter mitnehmen. Gunther nimmt jetzt den Rat des Vasallen an. Weder eine Halbheit. Hagens Worte machen auf ihn Eindruck, doch mag er auch der Schwester nicht wehe tun: so wählt er einen Mittelweg. Aber er beschwört dadurch gerade das Unglück über sich und seine Brüder herauf. Denn nun, wo die Burgunder in großer Zahl und wohl gerüstet erscheinen, muß Kriemhild schließlich alle vernichten, um ihren Todfeind zu treffen. Die Halbheit des Bruders treibt die Schwester zum Aeußersten.

Hagen sorgt weiter vor. Er wählt die besten Helden aus, hält auch Etzels Boten möglichst, solange es geht, am Hofe zurück, damit die Zeit der Vorbereitung für die Gegnerin möglichst kurz bleibe. Er rechnet auf blutigen Kampf, er kennt Kriemhild. Gunther dagegen übersieht die Lage gar nicht. Wenig taktvoll erlaubt er, daß die Boten der Schwester Prünhild aufsuchen, die so schwer beleidigt worden ist. Der fein empfindende Volker verhindert den unangemessenen Besuch.

Noch einmal findet eine Beratung über die Reise statt. Hagen hätte gern abermals abgeraten, jedoch seine Ehre verbietet es ihm. Denn nun spottet Gernot gleich: „Der Tronjer will nicht nach Hunnenland, weil er Siegfried getötet hat.“ Wieder verkennt er ganz des andern Stimmung. „Nicht aus Furcht will ich nichts von der Reise wissen: wenn Ihr befehlt, dann mag es geschehen; ich reite bereitwillig mit.“ Wieder der Gedanke: keine zwecklose, unkluge Fahrt, die unnötiger-

weise zur Selbstopferung führt, aber wenn die Pflicht ruft, Gehorsam und Treue. Es ist vernünftiges Reckentum.

Etzels Boten kehren zurück und bringen die Zusage der Könige nach Hunnenland. Immer höher wächst jetzt Hagens Gestalt empor, die Größe, die auch in seinem Wesen liegt, kommt deutlicher zum Vorschein. Die Reise wird von Gunther beschlossen, damit ist die Sache erledigt. Hagen bleibt überzeugt, daß es eine Fahrt zum Tode wird, aber nun blickt er entschlossen vorwärts.

An dieser entscheidenden Stelle der Handlung greift wieder die leitende Schicksalsmacht vorausdeutend in die Handlung ein. Ute träumt vor der Abreise der Burgunden, alle Vögel des Landes seien tot herabgestürzt: der Untergang der Burgunden bei Etzel bildet sich deutlich vor. Aber der Tronjer läßt sich durch diesen Traum nicht mehr beeinflussen, damit keiner sagen könne, er wolle sich von der Reise fern halten. Jetzt will er im Gegenteil, daß die Fahrt von statten gehe, mag geschehen, was will. Seine Vorsicht verwandelt sich angesichts des Unabänderlichen in heldenhaften Trotz, nun wird er zum trôst der Nibelunge, der den Tod vor Augen überall rät und hilft und treulich bis zum letzten Ende ausharrt.

Aber freilich, auch jetzt geht er nur innerlich widerstrebend mit. Er hat seine Abneigung gegen die Reise keineswegs überwunden und würde sie am liebsten unterlassen. Der Dichter schildert schön, wie das Widerstreben und dazu eine leise Hoffnung, vielleicht gebe es doch noch eine Rettung, Hagens Verhalten an der Donau bestimmen. Der Recke ist kein steinernes Bild, sondern ein fühlender, sorgender Mensch, der am Leben hängt und den Tod meidet, solange es mit Ehren geht.

Das Heer muß über die Donau setzen. Sie ist weit und breit ausgetreten. Das scheint Hagen ein Wink des Schicksals. Nicht ohne leisen Vorwurf sagt er zu Gunther: „Nun siehst du, es wird dir schlecht gehen. Wir werden noch heute manchen tapfern Mann verlieren." Das Austreten des Flusses faßt er schon als eine Art erstes Unglück, das der Beschluß der Reise

zur Folge hat. Aber weiter sagt er nichts. Unverzüglich geht er auf des Königs Befehl aus, die Furt zu suchen.

Und dann die Begegnung mit den Wasserfrauen. Hier ist es das dritte Mal, daß der Verfasser des Nibelungenliedes eindrucksvoll und ausführlich seine Anschauung von der Vorausbestimmung alles Geschehnes darlegt.

Hagen sieht diese Frauen in einer Quelle baden. Er erkennt sofort, daß er es mit übermenschlichen Wesen zu tun hat: ihre wunderbare Gewandung verrät es. Er nimmt ihnen diese Gewänder weg, die Wasserfrauen entfliehen. Da sagt die eine, Hadeburg: „Wenn Ihr mir meine Kleider wiedergebt, werde ich Euch sagen, welchen Ausgang Eure Reise zu den Hunnen haben wird." Sie erhält das Versprechen, die Kleider zurückzubekommen. Da weissagt sie, die Fahrt werde glücklich ausgehen. Hagen wird durch diese Auskunft sehr befriedigt, er gibt erfreut die Gewänder zurück. Er glaubt, wirklich zu schwarz gesehen zu haben, man blickt hier in sein Herz und erkennt, wie er bei aller Fassung innerlich mit dem Geschick ringt, was ihm droht. Aber da sagt die andere Wasserfrau, Sigelind, die Genossin habe gelogen. „Ich will dich warnen, Hagen. Kommst du nach Hunnenland, dann bist du betört. Kehre lieber jetzt noch um. Denn ihr Helden werdet alle in Etzels Land sterben." „Alle", sagt die wunderbare Frau. „Warum alle?" fragt Hagen. Er ist der Meinung, die Königin stelle nur ihm nach. Sigelind antwortet: „Es ist nun einmal so voraus bestimmt, daß keiner mit dem Leben davon kommt — bloß der Kaplan des Königs wird gesund in die Heimat zurückkehren."

Der Held glaubt der zweiten Frau; es stimmt zu seinen eigenen Erwartungen, was sie verkündet. Immer gewisser wird ihm, was er schon im voraus fürchtete. Aber er beharrt in seinem Heldentrotz Er versucht die Weissagung nicht dazu zu benutzen, die Burgunden zur Umkehr zu bewegen, das leidet seine Ehre nicht; zu oft hat man seine Abneigung gegen die Reise verhöhnt. Man würde auch jetzt vielleicht nur Spott für ihn übrig

haben. Grimmig sagt er: „Ich werde meinen Herren nichts von dieser Botschaft sagen, es könnte ihnen Beschwerde machen. Zeige mir den rechten Weg über den Fluß." Sigelind weist ihm das Haus des Fährmanns. Ohne weitere Frage wendet sich Hagen zum Gehen. Gedankenvoll und schweigend wandert er den Strand entlang. Die Kunde, daß er nicht allein, sondern alle mit ihm sterben sollen, hat ihn aufs Tiefste erschüttert. Die Erschütterung dauert in seiner Seele an. Die Begegnung stimmt ihn weicher als sonst.

Mit diesem Seelenzustand hängt es wohl zusammen, daß er den rauhen Fährmann überaus freundlich und höflich bittet, ihn überzusetzen: es fällt ihm nicht ein auf seine Heldenkraft zu pochen und etwa wie Siegfried in Worms aufzutreten. Dann beachte man, daß an dieser Stelle zum ersten Male fromme Worte dem Munde des trotzigen, grimmigen Recken entfließen: „Um des mächtigen Gottes Willen." Dergleichen wird von jetzt ab immer häufiger zu bemerken sein.

Der Ferge antwortet grob, es kommt zum Streit, und Hagen erschlägt ihn. Aber stolz verschweigt er den Königen sein Abenteuer und setzt selbst das ganze Heer über die Donau.

Noch immer kann und will der Held die Weissagung der Wasserfrau nicht vollkommen glauben. Sein Inneres sträubt sich gegen den furchtbaren Spruch. Hadeburg hatte gelogen: wird die andere aufrichtiger gewesen sein? Die Möglichkeit einer Täuschung besteht doch. Aber kann er nicht die Probe machen? Der Kaplan würde mit dem Leben davon kommen: wohlan, er wird versuchen ihn zu töten. Alsbald wirft er ihn aus dem Schiff in die breite reißende Donau. Der arme Mensch will wieder in den Nachen klettern, aber Hagen stößt ihn zurück; er soll ertrinken und Sigelind Lügen strafen. Doch das Unwahrscheinliche, ja Unmögliche wird wirklich. Der Geistliche hält sich trotz seiner schweren Kleider über Wasser, schwimmt zum Norduser des Flusses zurück, steigt ans Land und schüttelt sich das Wasser ab. Allerdings, er wird gesund das Land am Rhein wiedersehen.

Nun bleibt kein Zweifel mehr übrig, von jetzt ab schreitet Hagen furchtlos und festen Mutes dem Tode entgegen. Das Schiff, das alle hinübergetragen hat, zerschlägt er trotzigen Sinnes: er deutet damit an, daß er alle Hoffnung aufgibt, daß alle, die über den Fluß gegangen sind, mit dem Leben abschließen müssen. Und nun, wo er innerlich sicher ist, nachdem die Zerstörung des Kahns die Rückkehr unmöglich gemacht hat, sagt er seinem Bruder Dancwart und dann den andern Fahrtgenossen, was er weiß. „Wir kommen nie wieder zurück nach Burgund, das haben mir zwei Wasserfrauen geweissagt. Wappnet euch und nehmt euch in acht. Reist als bewaffnete Kämpfer, nicht als Gäste. Die Rache kann uns jeden Augenblick treffen!“ Wieder der mißtrauische und vorsichtige Krieger. Von Schar zu Schar fliegt die Kunde, alle Helden werden bleich, aber an Rückkehr denkt keiner: Furcht wäre ihrer unwürdig, lieber den Tod!

Die weichere Stimmung Hagens hält an, die freundlichen Züge mehren sich, die ganze Gestalt wird menschlicher. Von nun an geht er ganz in Fürsorge und Treue gegen seine Herren und seine Reisegenossen auf: immer schöner und reiner enthüllt sich das Edle seines Wesens.

Er übernimmt die Nachhut, weil vom Rücken her die meiste Gefahr droht. Er erwartet von da einen Angriff des bairischen Markgrafen Else und seines Bruders Gelpfrat. Aber: ob Leben oder Tod, es ist ihm jetzt völlig einerlei. Sorge und Furcht hat nun ein Ende. Keiner Gefahr weicht er aus, ihnen ist ja allen der Untergang bestimmt. Was tut es, ob man ihn früher oder später findet? Else wird getötet. Hagen läßt die Reise absichtlich langsam gehen, damit die Baiern nicht etwa sagen, die Burgunden hätten die Flucht ergriffen. Als Gelpfrat wirklich erscheint, bekennt der Tronjer frei, Else getötet zu haben: „Ich habe ihn erschlagen. Kampf oder Versöhnung, mir ist es gleich.“

Auch Gelpfrat wird, wenngleich nicht ohne Mühe erlegt. Um den Königen keine unnötige Sorge zu machen, verschweigt ihnen Hagen diesen Kampf bis zum

andern Morgen: ein Zug freundlicher Fürsorge. Warum soll er die Herren beunruhigen? Der Dichter läßt den Tronjer als Held und Menschen immer mehr vor unsern Augen empor wachsen, gleichwohl macht er aus ihm keinen Romanhelden, dessen Kraft alles Maß übersteigt. Im Kampf mit Gelpfrat unterliegt Hagen fast, nur das Eingreifen seines Bruders Dancwart rettet ihm das Leben. Etwas ähnliches wird sich später Iring gegenüber wiederholen. Der burgundische Recke bleibt eine rein menschliche Gestalt.

Das Heer reitet weiter. An der Grenze des Hunnenlandes trifft Hagen den Ritter Eckewart schlafend und nimmt ihm sein Schwert weg. Der Held wird traurig über seine Schande und klagt. Da gibt ihm der Tronjer das Schwert zurück und sechs Goldringe dazu. „Behalte sie zur Erinnerung und sei mein Freund." Ihn dauert der treffliche Mann, freundliche Gefühle regen sich in der Seele des sonst so harten Helden: es geht ja zum Tode. Eckewart zeigt sich dankbar, er warnt die Ankommenden vor Kriemhild. Aber Hagen rührt das nicht mehr. Er weiß, der Tod ist ihnen allen vorausbestimmt, trotzig geht er ihm entgegen. „Möge uns Gott behüten! Jetzt habe ich keine Sorge weiter als nur die Unterkunft." „Möge uns Gott behüten" — wieder eine fromme Wendung. Es ist nicht eine erstarrte Formel wie das gote wilkomen vorher;[1]) es ist eine Äußerung wahren Gefühls. Solche Stellen finden sich nun immer häufiger. Der Dichter will zeigen, daß auch das Religiöse seinen Anteil an Hagens gewaltiger Persönlichkeit hat, wenn auch freilich keinen bestimmenden. Seine Frömmigkeit ist nicht streng christlich oder gar kirchlich: über Gottesglauben und Fatalismus — modern ausgedrückt etwa: über einen stimmungsmäßigen Deismus — geht sie nicht hinaus.

Eckewart weist die Fremden zu dem gastlichen Hause Rüdegers von Bechlaren. Wieder tritt bei Hagen ein menschlich schöner Zug hervor. Die junge Tochter des Markgrafen soll Hagen zum Gruß küssen. Sie wagt

[1]) Str. 1163.

es nicht, er sieht zu furchtbar aus. Schließlich muß sie es doch tun auf Befehl des Vaters. Hagen freut sich des lieblichen Mädchens; als er sie mit Giselher gehen sieht, kommt ihm der Gedanke: „Möge doch Giselher die junge Markgräfin zur Gattin nehmen. Ich bin bereit ihr als Vasall zu dienen.“ Vielleicht hegt er den Gedanken, Rüdeger auf diese Weise zu gewinnen und dadurch, wenn nicht sich, so doch seinen jungen Herrn dem Tode zu entziehen: das Herz hofft immer noch, auch wenn es nichts mehr zu hoffen gibt. Aber das menschliche Wohlwollen ist doch der Hauptgrund: denn vil harte güetelichen, „überaus freundlich,“ sagt der Mann das, der Siegfried kalt ermordete, der Kriemhild grausam betrog und vor dem die Tochter Gotelinds sich graute. Es ist ein unmittelbarer Ausbruch seines Gefühls. Denn Hagen täuscht sich nicht über die Gefahr der Lage: beim Abschied erbittet er sich voll Ernst als letztes Geschenk von der Markgräfin den schönen Schild ihres verstorbenen Sohnes; er weiß, es geht zum Kampf, zum Tode.

Hagen hat jetzt die volle Sympathie des Hörers. Der realistische Dichter hat es verstanden, durch kleine Züge das Bild, das sich zuerst im Hörer bildete, zu ergänzen, scharfe Linien abzumildern und eine harte, starke, jedoch ihrem innersten Wesen nach treue und edle, menschliche Persönlichkeit darzustellen.

Auch Gunther hebt sich vor unsern Augen. Der schwache König, der so gern die Verantwortung von sich abschiebt, zürnt jetzt, daß Hagen die Kämpfe mit Gelpfrat und Else allein ausgefochten hat. Er verlangt als König auch Anteil an der Gefahr, der Vasall soll nicht alles tun. Er will wirklich sein, wie er später heißt, trôst der Nibelunge.

Die Tage am Hofe von Bechlaren sind die letzten schönen vor dem blutigen Ende. Noch einmal läßt der Dichter den Glanz und die heitere Lebensstimmung der ritterlichen Gesellschaft aufleuchten, die er im ersten Teil seines Werkes mehrfach und lebhaft geschildert hat und von der er nun Abschied nimmt. Schöne Kleider, feierlicher Empfang nach Hofsitte, Gruß und Kuß nach

Rang und Ansehen, höfisches Verneigen der Herren und Damen, liebenswürdige Gespräche, reichliche Bewirtung, galante Unterhaltung, verliebte begehrliche Blicke der Herren, heitere Worte, Freigebigkeit des edeln Wirtes und seiner Gattin, aufkeimende Liebe und als Krönung die Vermählung des liebenswürdigen Giselher mit der schönen Tochter Rüdegers, die den stattlichen Recken gerne nimmt, aber wie einst Kriemhild, doch nur zögernd und verschämt ihr Jawort gibt — all das zieht noch einmal an unserm Auge vorüber. Zum Schluß singt und spielt Volker: der Künstler nimmt in seiner Weise Abschied von dem gastlichen Hause, von der schönen Welt. All dies Schöne des Lebens versinkt nun vor unsern Augen: die Kehrseite davon wendet sich langsam hervor, Not und Tod.

Aber der Erzähler will noch mehr mit diesem Bilde. Der Dichter hat verschiedene Höfe geschildert: den zu Worms, zu Santen, zu Isenstein. Kriemhild, Siegfried, Brünhild beherrschten dort das Leben, starke, zum Teil übermenschliche Persönlichkeiten, die in ihrem Individualismus über das, was Sitte, Recht und Menschlichkeit verlangten, hinausschritten, die nur das taten, wozu sie ihr Herz, ihre Leidenschaft trieb. Es war etwas überspanntes an diesen Höfen. Dergleichen fehlt in Bechlaren. Hier ist alles maßvoll, die Farben der Bilder sind zarter. Es mangeln die ganz modernen wie die wesentlich älteren Züge.

Das Leben hat etwas ausgeglichenes, es fehlen auch die gewaltigen Gestalten. Die Tochter Gotelinds hat nichts von der Liebesleidenschaft Kriemhilds, aber auch nichts von ihrer Härte und Sprödigkeit. Liebenswürdig und anmutig läßt sie sich nach kurzer Bekanntschaft dem Helden Giselher vermählen; sie sträubt sich nicht gegen den Rat des Vaters, dem die Vermählung erwünscht ist. Von leidenschaftlicher Liebe wird nichts gesagt, aber es ist doch auch keine rein äußerliche Vermählung wie einst die Brünhilds: die Jungfrau nimmt den ihr bestimmten Gatten gern. Älterer und neuerer Geist verbinden sich in schöner Weise, ähnlich wie im

König Rother. Gotelind, mit ihrem weichen Gefühl Frau der modernen Zeit, fehlt ein Zug heldenmäßiger Größe nicht: sie schenkt Hagen den Schild ihres geliebten Sohnes, der im Kampf gefallen ist. Sie entäußert sich des ihr lieben Gegenstandes, weil sie die Notlage des Freundes erkennt. Auch in Rüdeger vereint sich altheldisches Wesen und modern ritterliches zu schöner Übereinstimmung. Persönlich tapfer und kühn heißt er degen, helt und recke in der Sprache des älteren Stils. Er hat die Freigebigkeit des vornehmen Herrn. Vor allem: er ist von unwandelbarer Treue gegen Herrn und Herrin und gegen seine Gäste. Er ist fromm: er am häufigsten von allen Rittern im Liede führt religiöse Wendungen im Munde, Treue und gute Rittersitte sind ihm ein Gebot Gottes, Verletzung der Treue und des Gastrechts ist Sünde. Aber freilich: eigentlich christlich ist seine Frömmigkeit auch nicht; sie trägt nur allgemein religiösen Charakter. Rüdeger besitzt andererseits die ritterliche Bildung und die ritterlichen Vorzüge in vollstem Maß: sie sind nichts äußerlich angelerntes, sie entsprießen seinem Geiste wie im süßen Mai Blumen aufblühen. Der Markgraf ist ein Muster von Höflichkeit und Dienstfertigkeit, liebenswürdig gegen Damen, von Geschmack in der Kleidung: er läßt sie sich eigens in Wien machen. An seinem Hofe weiß man, was sich gehört. Er ist eben ein ritter edele und ûzerkorn.

Man darf in den Gestalten des markgräflichen Hofes die Ideale des Dichters sehen: Verbindung des guten Modernen mit dem bewährten Alten. Das Auge des Dichters ruht sichtlich mit Wohlgefallen und innerem Anteil auf ihnen.

Aber auch diese schöne Welt, die dem Dichter am Herzen liegt, muß dem Untergang verfallen. Es liegt wie eine leise Wehmut über dem Ganzen. Der Spruch der Wasserfrau und Hagens ernste Gestalt sorgen dafür, daß die heitere Stimmung der ersten Jahre am burgundischen Hofe nicht aufkommen kann. „Was geschehen soll, wer kann das hindern?", sagt der Dichter

einmal beiläufig: diese Anschauung fühlt man überall durch, auch wenn er nicht beim Abschied wieder berichtete, daß die Herzen der Zurückbleibenden Schweres ahnten, daß Frauen und Mädchen weinten. Der Dichter kann sich nicht unbedingt des Schönen dieses gesellschaftlichen Treibens freuen; er sieht den dunkeln Hintergrund. Der öffnet sich bald in den Kämpfen an Etzels Hofe.

Was da geschieht, entspricht nicht den Idealen der höfischen Zeit: darin lebt die alte Heldenzeit mit ihren blutigen Greueln, mit ihren Krafttaten und ihrer Härte, mit ihrem wilden Geist und ihrer Tragik wieder auf, die Zeit, welche die ritterliche Gesellschaft der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mit ihrer Kultur und ihrer Verfeinerung des Gefühls glaubte gebändigt zu haben. Aber mit ihr treten auch wieder die idealen Kräfte jener älteren Epoche, die in dem modernen verfeinerten höfischen Leben außer Mode gekommen waren, hervor: Starkherzigkeit, heldenmäßige Tapferkeit, Reckentrotz, Waffenbrüderlichkeit, Mannentreue, Heldenehre. Auf diese Kräfte will der Dichter die vornehme Gesellschaft hinweisen, die ihre Blicke — wie Hartmanns Armer Heinrich — allzusehr auf die behagliche, schöne Seite des Lebens, auf die Kultur, die sich verbreitete, gerichtet und sich, ungleich den kirchlichen Reformern des elften und zwölften Jahrhunderts, vom Ernst des Daseins, ungleich den Dichtern des „König Rother“ und des „Ernst“ von der schweren politischen Lage des Reiches abgewendet hatte, jene Gesellschaft, die in übergroßer Ichsucht das Individuum über die Gemeinschaft stellte. —

Kriemhild hat voll Freude die Botschaft vernommen, daß die Burgunden die Einladung annähmen. Eilig fragt sie, was Hagen gesagt. Sie hört, daß er die Fahrt nach dem Hunnenland eine Todesreise genannt habe. Daraus erkennt sie, Hagen durchschaut ihre Absicht. Aber er wird mit seinen Herren kommen, das ist ihr die Hauptsache. Unter freundlich verstellten Worten versteckt sie am Hof ihren Plan. Nur Dietrich von Bern merkt, was sie im Schilde führt. Er weiß, daß sie noch immer um den toten Gemahl weint und Rache

brütet. Ihm tut leid, daß die Burgunden kommen: er warnt sie, als sie ins Land treffen. Vergebens.

Die Gäste treffen bei Hofe ein. Wie einst der Dichter kurz vor Siegfrieds Ende bei der Jagd noch einmal dessen glänzende Persönlichkeit schilderte, so gibt er jetzt, wo es zum Schlusse geht, Hagens Bild. Der Held ist schön gewachsen, seine Brust breit und stark, das Haar etwas ergraut, die Beine lang, stolz sein Gang, der ganze Mann schrecklich anzusehen, alles bestaunt am Hofe den Recken. Jeder weiß, daß er Siegfried, den stärksten aller Männer, getötet hat; das umgibt ihn mit einem besonderen Scheine.

Die Königin hat nun die Burgunden am Hofe. Sie freut sich, daß sich ihr endlich die Möglichkeit der Rache bietet.

Aber sie erlebt beim Nahen der Burgunden die erste Enttäuschung. Sie hatte gehofft, ihre Verwandten würden als Gäste wie zum Feste kommen, mit wenigen Begleitern und nicht schwer bewaffnet. Sie hoffte, so ihren Todfeind leicht umbringen zu können. Jetzt rückt ein großes Heer an: 60 Recken, 1000 Ritter, 9000 Knechte! Sie sieht, daß Hagen nicht ohne weiteres zu fassen ist, und daß die Brüder nicht gewillt sind, ihn preiszugeben. Das verdrießt sie. Aber sie vertraut auf die große Zahl ihrer Leute: „Wer Gold zu haben wünscht, der denke an mein Leid; ich will ihm dann immer gnädig sein."

Sorgfältig bereitet sie ihre Rache vor. Sie trägt Sorge, die Knechte von den Herren zu trennen, um die Macht derselben zu schwächen. Dann begrüßt sie die Fürsten. Sie küßt nur Giselher und nimmt ihn bei der Hand. Nach ihm hat sie sich ja besonders gesehnt, ihn zeichnet sie allein auf diese Weise aus. Hagen beachtet sie nicht.

Dieser Empfang rechtfertigt Hagens Erwartung. „Der Gruß mahnt zur Vorsicht, denn man grüßt die Könige und ihre Vasallen verschieden. Das zeigt, daß die Reise nicht von Glück sein wird." Er bindet seinen Helm fester, auf Kampf gefaßt, aber er beugt sich nicht.

Er setzt der Rachelust Kriemhilds seinen Trotz entgegen. Er weiß, was geschehen soll, geschieht; durch Vorsicht und Höflichkeit ist nichts mehr zu retten. So fordert er bei jeder Gelegenheit Kriemhild heraus und reizt sie, um ihr seine Geringschätzung möglichst zu zeigen und sie nach Kräften vor aller Welt zu demütigen. Sie soll den Triumpf nicht erleben, ihn ängstlich oder nachgiebig zu sehen. Sie soll seine Überlegenheit wider Willen anerkennen.

Gleich beim ersten Empfang stößt er mit ihr zusammen. Kriemhild hört seine spöttischen Worte über die Art der Begrüßung. Sie antwortet: „Seid willkommen nur dem, der Euch hier gern sieht. Ich grüße Euch, nicht Eurer freundlichen Gesinnung wegen. Denn was bringt Ihr mir vom Rhein her, daß ich Euch dringend willkommen heißen sollte?“ Sie spielt wohl auf den Nibelungenhort an, den ihr Hagen weggenommen hat. Hagen gibt der Frage höhnisch eine verächtliche Wendung: „Hätte ich gewußt, daß Ihr auf Geschenke von Euren Gästen rechnet, hätte ich Euch gern etwas mitgebracht. Ich bin reich genug dazu.“ Nun wird sie deutlicher und fragt, wo er den Hort hingetan habe: den hätte er ihr mitbringen sollen. Aber grob schneidet der Tronjer die Unterhaltung ab, die Königin abfertigend: „Ich bringe Euch den Teufel. Ich habe an meinem Schild und meinem Panzer genug zu tragen, darum kann ich Euch nichts mitbringen.“ Hagen läßt sich nicht einschüchtern; die Königin zieht in diesem Wortgefecht den Kürzeren.

Kriemhild fordert die Burgunden nun auf, ihre Waffen abzulegen, wie es Sitte war, und in den Saal zu gehen. Sie hofft dadurch ihrem Zweck näher zu kommen. Hagen lehnt mit spöttischen Worten ab: die Fürstin könne sich unmöglich um die Waffen der Gäste kümmern; sie wollten das lieber selbst tun. Er durchschaut die Absicht und durchkreuzt sie. Auch die Fürsten bleiben bewaffnet. Es ist die zweite Enttäuschung der Königin: sie merkt, die Gäste sind gewarnt. Heftig und unbedacht, fährt sie heraus: „Wüßte ich, wer es getan,

ich suchte ihm ans Leben zu gehen". Ohne Scheu verrät sie hier schon ihre innersten Gedanken, daß sie das Gastrecht brechen will, um ihren Rachedurst zu befriedigen. Da bekennt Dietrich, daß er die Warnung ausgesprochen habe und zeigt ihr — und mit ihm der Dichter — durch das verächtliche Wort „Teufelin, du wirst mir deswegen nichts anhaben", wie er ihr Verhalten beurteilt. Kriemhild fühlt, daß Dietrich recht hat. Sie schämt sich, sich bloßgestellt zu haben, wagt aber nichts gegen den gewaltigen Helden zu sagen. Ohne ein Wort zu sprechen geht sie weg, nur haßerfüllte Blicke nach ihren Feinden sendend.

Sie ist jetzt eine andere als in Worms. Damals beherrschte der Schmerz um Siegfried ihre Seele und ließ den leidenschaftlichen Haß nicht zur Tat werden. Jetzt hat sich der Haß zur alles beherrschenden Kraft entwickelt und drängt zur Vollendung. Er soll befriedigt werden ohne Rücksicht auf das Gastrecht. Damit setzt sich Kriemhild immer mehr ins Unrecht: sie wird zur vâlandinne. Die liebliche, züchtige Jungfrau, die liebende sorgende Gattin wird zur Teufelin. Anders als Prünhild. Diese begann als Teufelsweib und endete als Gunthers ängstlich sorgende Hausfrau.

Immer mehr entwickelt sich Siegfrieds Witwe zum Bösen. Wie eine Flamme greift ihre Leidenschaftlichkeit weiter, immer dämonischer wird ihr Wesen: schließlich schont sie nichts mehr, nicht einmal die Rechte des Blutes. Sie schreitet hartnäckig bis zur Blutschuld fort, dem schlimmsten, was es gibt, wie schon das Hildebrandslied zeigte.

Bewegt sich Kriemhild auf absteigender Bahn, so hebt sich Hagen immer höher. Sein Trotz, seine Furchtlosigkeit, seine Gleichgültigkeit gegen Not und Tod gewinnen immer mehr die Bewunderung des Hörers. Die menschlichen, religiösen Züge werden immer häufiger. Er, der sich als Teufel beim Tode Siegfrieds zeigte, wird jetzt zu einer sympathischen Persönlichkeit. Eine Gegenbewegung der Gestalten, die das ganze Gedicht durchzieht und die Gedanken des Dichters erkennen läßt.

Mit der trotzigen Verachtung des Schicksals, mit der er einst den Nachen zerschlagen hatte, der ihn über die Donau zurückgetragen hätte, reizt er die Gegnerin weiter und fordert sie heraus. Er bietet sich ihrer Rache gleichsam selbst dar. Er will das unvermeidliche Ende beschleunigen. So entfernt er sich von der Schar der Burgunden und setzt sich Kriemhilds Wohnung gegenüber auf eine Bank. Sie soll den Mörder ihres Gatten, den sie in Worms zu sehen vermieden hat, recht gründlich betrachten können. Er will sie veranlassen, ihre Rache bei dieser scheinbar günstigen Gelegenheit auszuführen. Freilich, er macht es ihr schwer genug. Denn er nimmt sich Volker zur Seite, den gewaltigen Recken. Auch hier verfährt Hagen nicht leichtsinnig: immer bleibt er der vorsichtige, überlegende Mann.

Der Held erreicht, was er will. Kriemhilds Schmerz wird wieder neu. Sie möchte die gute Gelegenheit benutzen und schickt vierhundert Hunnen gegen die beiden Burgunden. Der Tronjer merkt natürlich, daß es auf ihn abgesehen ist, aber er fürchtet die hunnischen Recken nicht. „Derentwegen kehre ich noch nach Worms heim," sagt er kalt. Aber in Erwartung dessen, was noch kommen wird, bittet er Volker, ihm von nun an dauernd zur Seite zu stehen. „Sagt mir, so lieb ich Euch bin, ob Ihr mir gegen Kriemhild helfen wollt. Ich werde Euch auch immer treu mit meiner Hilfe zur Seite stehen." Der andere ist bereit. „Ich will Euch auf alle Fälle helfen. Und käme selbst der König mit all seinen Recken, ich weiche von Euch nicht einen Fuß."

Wieder nimmt der Dichter aus der älteren Zeit ein Motiv: das der Waffenbrüderschaft. Hagen und Volker werden treue Gefährten, wie einst Walther und Hagen, wenn auch, wie bei Roland und Olivier, zu Eid und förmlicher Verpflichtung keine Zeit mehr ist. Und der Tronjer weiß den Wert des Waffenbruders zu schätzen. Worte warmen Gefühls entquellen seinen Lippen. „Lohne Euch Gott, edler Volker. Wenn Ihr mit mir kämpft, wen brauche ich sonst?" Abermals eine fromme Wendung!

Kriemhild wird gezwungen, den grimmigen Feind, den Mörder ihres Siegfried, anzusehen. Das alte Leid kommt ihr wieder in den Sinn. Sie bricht in Tränen aus, leidenschaftlicher Drang nach Rache erfaßt sie. Sie bittet ihre Mannen fußfällig, den trotzigen Feind zu töten: noch immer trachtet sie nur Hagen nach dem Leben. Die vierhundert Hunnen sind bereit, über den Tronjer und seinen Freund herzufallen. Aber ehe Kriemhild die Schar auf die beiden hetzt, möchte sie aus Hagens eigenem Munde das Geständnis des Mordes hören, um vor den Hunnen gerechtfertigt dazustehen. Sie will es selbst durch persönliche Vorwürfe hervorlocken; sie weiß, Hagen wird nicht leugnen. Der Dichter will damit andeuten, daß in Kriemhilds Seele immer noch ein gewisses Rechtsgefühl wirkt. Sie will Hagen als den eigentlich Schuldigen töten: aber erst soll er sein Verbrechen eingestehen und ihr dadurch das sittliche Recht vor den Augen der Hunnen geben. Kriemhild wird diesen Standpunkt bald verlassen.

Die Königin steigt die Treppe ihres Hauses hinunter und tritt vor die beiden Helden hin. Die Hunnen begleiten sie, die Waffen listig unter den Kleidern versteckend. Feierlich, mit der Krone geschmückt, tritt sie auf: als Herrscherin des Landes. Kriemhild erlebt wieder eine Enttäuschung.

Volker will mit höfischem Anstand ehrfurchtsvoll vor der Königin aufstehen. Aber Hagen läßt es nicht zu und bleibt selbst sitzen. „Nein, mir zuliebe, bleibt sitzen. Diese Helden könnten glauben, ich erwiese der Königin aus Furcht die Ehre. Ich werde mich niemand zu Ehren von meinem Sitz erheben." Und um die Feindin noch bitterer zu kränken, legt er mit grausamem Hohn Siegfrieds Schwert Balmung über seine Knie. Ebenso trotzig und furchtlos bekennt er: „Ich habe Siegfried erschlagen, weil Kriemhild Prünhild beleidigt hat. Ich leugne es nicht, ich bin schuld: räche es, wer da will." Jetzt bekennt er frei, was er noch in Worms verschwieg; er weiß, das Geständnis ändert nichts, das Geschick hat den Untergang der Burgunden beschlossen. Die Hunnen

hören die offenen Worte, aber sie wagen trotz ihrer Ueberzahl nicht, den gewaltigen Recken anzugreifen. Der Dichter behandelt dies Volk mit unverhohlener Verachtung. Die Königin sieht ihre Absicht vereitelt.

Man geht zum Mahle. Bald ist Schlafenszeit. Bei Tage konnte Kriemhild ihren Zweck nicht ausführen. Hagen weiß, daß sie ihren Versuch unter dem Schutze der Nacht erneuern wird: trauen darf er ihr nicht. Darum übernimmt er an der Tür des Schlafsaals die Wache. Volker, der neu gewonnene Waffenbruder, steht ihm zur Seite. Wieder hören wir warme, menschlich schöne Worte des Gefühls aus Hagens Munde, wieder ein fromme Wendung, wie sie schon öfter begegnete: „Lohne Euch Gott, lieber Volker! In aller Not wünschte ich nur Euch als Freund. Ich werde es Euch vergelten bis zum Tode.“ Gerührt tritt der Freund zu Hagen hin, setzt sich dann draußen auf einen Stein und spielt schöne Weisen auf der Geige, zur Freude der Burgunden. Beim Spiel schlafen sie ein und vergessen der Sorgen. Als alles schläft, nimmt auch Volker seinen Schild und hält Wacht. Ein schönes Bild. Der Künstler und Held in einer Person, wachend für die Freunde und ihnen die Sorge durch sein Spiel erleichternd. Die Kunst in ernster Stunde den Helden ein Trost — es ist das Ideal des Dichters, was wir hier verkörpert sehen. Die Kunst nicht heitere, leichte Unterhaltung für die Gesellschaft, sondern Linderung der Sorge und Trost in Nöten für Helden. Ist nicht das ganze Gedicht ebenso aufzufassen? Es wurde in der Zeit geschrieben, als der Niedergang der alten Kaiserherrlichkeit offenkundig zutage lag. Es liegt eine andere Stimmung über jenen Volkerszenen des Nibelungenliedes, als sie aus den Liedern der Minnesänger und den Artus-Romanen der gleichen Zeit spricht. Man fühlt sich an Wolfram von Eschenbach erinnert, der auf sein Schildesamt stolzer war als auf seine Bildung: läßt doch auch er in seinen Dichtungen, gegen die modischen Gedanken der Zeit streitend, Töne aus älterer heldischer Zeit neu erklingen.

In der Nacht kommen die Hunnen wieder. Sie wollen Hagen im Schlaf töten, Kriemhilds Wunsch zu erfüllen. Aber sie finden die Helden bereit. Sie ziehen sich mutlos zurück, und die Königin erlebt eine neue Enttäuschung.

In der Frühe weckt Hagen die Genossen. Sie wollen sich zum Feste bereiten. Da sagt ihnen der ernste Recke, sie sollten keine schönen Kleider anlegen, sondern bewaffnet zum Münster gehen: „Geht willig zur Kirche und ruft Gott in Eurer Not an, denn heute naht der Tod.“ „Tut auch Buße vor Gott für Eure Sünden. Denn wenn es Gott nicht noch anders bestimmt, dann hört Ihr heute zum letzten Male die Messe.“ Noch nie hat der grimmige Held so fromm gesprochen.

Als die Gäste mit den Hunnen auf dem Kirchhof stehen, läßt der Tronjer Könige und Mannen beisammen bleiben und die Schilde vor die Füße stellen, damit sie nicht überrumpelt werden. Er selbst aber geht, Kriemhild wiederum trotzig zu reizen, heraus zu fordern und öffentlich zu demütigen. Er will sie vor dem unvermeidlichen Ende seine Überlegenheit fühlen lassen. Mit Volker stellt er sich in die Tür des Münsters, um Kriemhild und ihrem Gefolge den Platz zu versperren: sie soll sich durchdrängen. Wieder benimmt er sich absichtlich unhöflich, der Vasall gegen die Schwester seiner Herren und die Königin des Landes. Wütend muß sie es sich gefallen lassen und dazu Hagens höhnische Erklärung des Waffentragens anhören: „Es ist in Burgund Sitte, bei allen Festlichkeiten volle drei Tage die Waffen zu tragen.“ Sie weiß, daß das nicht wahr ist, aber sie muß schweigen, damit Etzel nichts von ihrem Plane merke. Wieder hat sie Hagen geschlagen. Es wäre dem Helden ein leichtes gewesen, die Pläne seiner Feindin dem König Etzel zu offenbaren und damit zu vereiteln. Denn Etzel hätte den Gästen nie ein Leid tun lassen. Aber Hagen unterläßt es, und kein Burgunde denkt daran. Es sind stolze Recken. Wie sie einst trotz der Weissagung der Wasserfrau an der Donau nicht umkehrten, so soll es auch jetzt nicht scheinen, als ob sie den Tod fürchteten.

Das herausfordernd unhöfliche Betragen der beiden Vasallen reizt Kriemhild aufs äußerste, ebenso das bewaffnete Auftreten aller Burgunden. Sie sieht: Hagen allein ist nicht zu fassen. Dann sollen alle sterben. Ihr Haß und Rachedurst geht jetzt über alle Grenzen weg: er wendet sich auch gegen die Geschwister und alle Burgunden. Sie wird weder ihr Volk noch ihre Sippe schonen. So schonte sie auch einstmals in sinnloser, hartnäckiger Rachsucht die Ehre ihres Bruders nicht, als sie Prünhild die falsche Beleidigung ins Gesicht schleuderte. Wieder reißt sie dämonische Leidenschaft hin

In ihrer Verlegenheit wendet sie sich an Dietrich. Er soll die Burgunden, ihre Verwandten, die Feinde, die ihr Siegfried erschlagen haben, bekämpfen. Aber der Berner lehnt ab. Er verweist ihr dies Ansinnen: „Diese Bitte ehrt dich nicht, daß du deinen Verwandten ans Leben willst. Sie sind im Vertrauen auf deine freundliche Gesinnung als Gäste hierher gekommen." Er will den Bruch des Gastrechts nicht verantworten.

Kriemhild muß den Vorwurf der Treulosigkeit hinnehmen. Enttäuscht wendet sie sich an Etzels Bruder Blödel. Sie verspricht ihm Rudungs Witwe und Länder, wenn er ihre Feinde, die Siegfried erschlagen haben, bestrafe. Ihre Feinde — es ist nicht nur Hagen, sondern es sind jetzt auch die Brüder und alle Burgunden! Blödel, der Hunne, läßt sich bereit finden, gegen Lohn das Gastrecht zu brechen. Er verspricht sogar Hagen gebunden zu bringen. Er beginnt sein Werk damit, daß er zunächst in der Herberge alle „Knechte" erschlägt. Nur Dancwart, der sie führt, kommt mit dem Leben davon.

Inzwischen sind die Herren zu Tische gegangen. Hagen, von Etzel hoch geehrt, sitzt mit ihm zusammen.

Kriemhild möchte auch im Festsaal den Kampf entfachen, um den Burgunden ans Leben zu kommen. Sie weiß kein anderes Mittel, als ihr und Etzels einziges Kind, Ortlieb, den Stolz und das Glück des Vaters, an den Tisch bringen zu lassen. Sie erwartet, daß Hagen um sie zu kränken, irgend etwas sagen oder tun werde,

das auch den König reizt und den Kampf entzündet. Sie setzt damit das Leben ihres Kindes aufs Spiel. Aber so fest sitzt der Haß in ihrer Seele, so leidenschaftlich ist er geworden, daß sie sogar das Leben ihres Söhnleins zu opfern gewillt ist, wenn sie nur Genugtuung erlangt. „Wie konnte ein Weib aus Rachsucht je liebloser handeln", bemerkt der Dichter und zeigt damit, wie weit bereits Kriemhild in ihrer Verbissenheit geht. Einst hat sie in Worms auch ihres Gunther vergessen, des Sohnes, den sie mit Siegfried zeugte: aus Liebe zum Gatten vernachlässigte sie die Pflicht gegen ihr Kind. Damals wie jetzt steht ihr die Befriedigung des eigenen Gefühls höher als die Pflicht gegen das Kind.

Das Schlimme geschieht. Hagen will die Gegnerin wieder kränken und öffentlich demütigen. So sagt er dem glücklichen Vater, der sich seines Sohnes herzlich freut, kalt ins Gesicht — die Mutter sitzt dabei —: „Der junge Prinz sieht aus, als ob er bald sterben müßte. Ich werde nie um Ortliebs willen zu Hofe reiten." Etzel fühlt sich durch die harten Worte schwer gekränkt, aber vornehm sagt er nichts. Das Gastrecht ist ihm heilig, er will keinen Streit. Er hält an sich, zum Verdruß seiner Recken. Kriemhild erreicht wieder nicht, was sie will.

Da stürmt Dancwart in den Saal und ruft: alle Knechte sind von Blödel, Etzels Bruder, erschlagen. Das ist das Zeichen zum Losbrechen. Hagen erkennt, jetzt kommt das Ende; ein Zurück gibt es nicht mehr. Nun fällt auch jede Rücksicht. „Ich weiß seit langem, daß Kriemhild ihr Herzeleid nicht ungerächt lassen will. Darum wollen wir nun dem toten Siegfried einen Bluttrank der Erinnerung weihen. Der junge König soll der erste sein." Damit schlägt er dem kleinen Ortlieb den Kopf ab, so daß er der Königin in den Schoß springt. Er will den König tödlich kränken, um die Sache zu Ende zu bringen. Das Geschick hat ja den Untergang der Burgunden bestimmt.

Lange hat Hagen seinen Grimm über die unselige Reise zurückhalten müssen. Jetzt läßt er ihm freien

Lauf. Er wütet ohne Rücksicht gegen jeden, den er gerade erreicht. Er tötet den Erzieher des kleinen Prinzen, er haut den Spielleuten Werbel und Swemmel grausam die Hände ab: sie haben die schlimme Botschaft nach Worms gebracht, jetzt sollen sie dafür büßen. Seine vernichtende Kampfeswut ist entfesselt. Wie ein Gebirgsbach bricht sie elementar hervor: Hagen wächst hier zu fast dämonischer Größe empor. Wir blicken einmal in die Tiefe seines Wesens.

Auch Gunther hebt sich weiter aus der Tiefe, in die ihn der Dichter beim Morde Siegfrieds versenkt hat. War er vorher bestrebt, der Schwester immer Gutes zu tun, zeigte er sich auf der Reise als echten König, der seinen Anteil an Kampf und Gefahr verlangt, so wächst er in den schweren Kämpfen mit den Hunnen auch als Held und König über das gewöhnliche Maß hinaus. Er möchte dem rasenden Hagen, dem Volker sofort zur Seite getreten ist, Einhalt tun. Als er sieht, daß es nicht geht, greift auch er zum Schwert und kämpft tapfer: Iring, der sogar einen Hagen verwundet, fällt ihn ohne Erfolg an. Aber im Gegensatz zu der wilden Wut der beiden Vasallen bleibt er maßvoll, ein echter König. Dietrich und die Seinen entläßt er aus dem Saal: dem Befehle ihres Herrschers gehorchen die Burgunden sofort. Er ist auch bereit, dem Berner Sühne und Entschädigung zu leisten, falls irgend einem seiner Helden ein Leides geschehen sei. Edel gestattet er Dietrich wegzuführen, wen er will, nur keinen hunnischen Mann. So kommen Etzel und sogar Kriemhild, die Anstifterin des Unheils, aus dem Saal. Ihm wird von ihr für seine Großmut übel gelohnt.

Auch Gernot bewährt sich in diesen Kämpfen; Giselher reift schnell zum Helden heran. Viele erstaunliche Taten verrichtete seine Hand, „So tapfer sie alle waren, die Könige und ihre Vasallen, vor ihnen allen glänzte Giselher. Er war ein wackerer Streiter. Viele fällte er blutend zur Erde." Er erlebt hier die Höhe seines Heldendaseins. Auch mit klugem Rat greift er jetzt ein. Man soll die Toten aus dem Saale werfen,

fordert er, ein Vorschlag, für den er von Hagen das hohe Lob eines echten Helden erntet.

In dem großen Morden werden alle Hunnen, die im Saal sind, getötet. Die Königin sieht sich wieder in ihrer Hoffnung getäuscht. Sie hat um ihr Leben bangen müssen, sie hat vor Angst gezittert — Hagen triumphiert wiederum.

Immer mehr wird die Rachedurstige gedemütigt. Hagen fordert Etzel, nachdem sich dieser aus dem Saal entfernt hat, zum Kampfe heraus. Wie seine burgundischen Herren soll sich auch der Hunnenherrscher als rechten Volkskönig erweisen und an der Spitze seiner Helden kämpfen. Etzel will sich stellen, aber man hindert ihn mit Gewalt daran, sein kostbares Leben aufs Spiel zu setzen. Man fürchtet mit Recht, er werde sich dem Gegner unterlegen zeigen. Nun höhnt Hagen: „Feiger König, warum stellst du mir nach? Du brauchst doch nicht gegen mich zu kämpfen. Denn zwischen dir und Siegfried besteht doch nur entfernte Verwandtschaft. Bloß durch Kriemhild, die einst dessen Frau war." Die Königin ist wütend, daß sie im Gatten so verhöhnt wird, sie versucht es aufs neue. Jetzt offenbart sie vor allem Volk, was sie will: „Wer mir Hagen erschlüge und sein Haupt brächte, dem würde ich den Schild mit Golde füllen und viele Burgen und Länder verleihen". Immer höher steigt die Leidenschaft der beiden Gegner.

Auf Bitten der Herrscherin greift Iring die Burgunden an. Jetzt erlebt Kriemhild die erste Freude: Hagen empfängt eine Wunde. Aber die Freude dauert nicht lange: bald fällt auch Iring durch das Schwert des Tronjers. Und so noch Hawart, Irnfried und zwanzigtausend Hunnen.

Das Gemetzel dauert bis zum Abend. Es ist ein Sonnenwendtag. Die Burgunden sind bis zum Tode erschöpft. Sie wollen, da sie keinen Ausweg mehr sehen, den Versuch der Versöhnung machen. Die drei Könige treten blutüberströmt aus dem Saal ins Freie und bitten um Frieden: sie seien im Vertrauen auf Etzel an den Hof gekommen, aber man habe sie verraten und ihre

Knechte erschlagen, Schuld hätten sie nicht. Würdig spricht Gunther, eindringlich bittend Giselher. Aber Etzel lehnt ab. Hagen hat ihn durch die rohe Ermordung seines Söhnleins schwer gereizt und den Weg zur Versöhnung selbst versperrt. Der König erklärt nun, die Burgunden würden mit dem Leben nicht davon kommen. Die Dinge haben sich unheilbar verwickelt.

Nun bittet Gernot, man möge sie doch um Gottes willen wenigstens aus dem Saal hinaus lassen und draußen erschlagen: „Macht es kurz mit uns; ihr habt so viel unversehrte Recken, daß sie uns Kampfmüde leicht abtun können. Wie lange sollen wir uns in dieser Kampfesnot noch quälen?“ Etzels Helden ergreift Mitleid mit den edeln Herren, sie wollen die Bitte gewähren. Aber Kriemhild versagt erbarmungslos den Brüdern auch diesen Wunsch. Sie hat nur noch ihre Rache im Sinn. „Laßt sie nicht aus dem Saal! Tut Ihr es, dann müssen eure Verwandten mit dem Leben dafür büßen. Ihr seid alle des Todes, wenn auch nur meine Brüder ins Freie hinauskämen.“ So sehr überragen die Burgunden die Hunnen.

In der äußersten Not und Qual versteht sich Giselher dazu, geradewegs für sich und seine Brüder um Gnade zu bitten. Er kann es sich noch immer nicht denken, daß die zärtlich geliebte Schwester so mörderischen Sinn hege. „Im Vertrauen auf deine Freundschaft bin ich vom Rhein hergekommen. Immer bin ich dir treu gewesen, nie habe ich dir etwas Schlimmes zugefügt: warum soll ich jetzt sterben?“ Aber auch die Bitten des einst so geliebten und sehnlichst hergewünschten Bruders prallen ohne Wirkung am Herz der Schwester ab. Ihr Gefühl ist sogar für Giselher erstorben. Sie ist von der hartnäckigen Leidenschaft der Rache ganz besessen. „Ich kann euch keine Gnade gewähren. Mir hat Hagen so schweres Leid zugefügt. Dafür gibt es keine Sühne, solange ich lebe, und ihr müßt alle büßen.“ Um des einen willen, den sie nicht erreichen kann, sollen alle sterben. Die zarte liebende Jungfrau, die sorgende Gattin ist zur Teufelin geworden. Mit vollem Bewußt-

sein geht sie darauf aus, die Brüder zu vernichten, samt allen ihren Helden. Alles freilich um Hagens willen, den sie anders nicht erreichen kann.

Aber sind die Könige jetzt nicht körperlich und seelisch so erschöpft, daß ihnen zugemutet werden kann, den Vasallen preiszugeben? Kriemhild versucht es. Sie wird den Burgunden das Leben schenken, wenn sie Hagen herausgeben. Aber die drei bewähren sich als echte Herren: sie bewahren dem Vasallen die Treue, so wie dieser sie immer bewahrt hat; sie verweigern entschieden die Herausgabe. Gernot erklärt sofort: „Und wenn die Zahl deiner Verwandten hier tausend wäre, lieber würden wir alle sterben, als dir jenen Mann ausliefern." Es geht ihnen gegen die Ehre. Auch Giselher spricht mit gleichem Nachdruck: „Ich breche keinem Freunde die Treue und lasse ihn nicht im Stich." Er betont die Treuepflicht. Gunther sagt nichts, aber er denkt wie die Brüder; der Dichter meldet ausdrücklich: „Die Fürsten und ihr Vasall wollten sich nicht von einander trennen; aus Treue war es ihnen unmöglich, einander zu verlassen". War Gunther früher verurteilenswert, so hat er sich jetzt hoch erhoben; er steht hier sittlich auf dem Höhepunkt seines Lebens. Treue um Treue.

Die Schwester hat kein Verständnis für den Heldensinn ihrer Brüder. Mögen sie denn mit Hagen untergehen. Ungerührt befiehlt sie, die Unglücklichen wieder in den Saal zurückzutreiben. Dann läßt sie das Gebäude an allen vier Ecken anzünden. Was die Kraft der Hunnen nicht erreicht hat, soll das Feuer bewirken. Die Helden kommen durch die Hitze in schwere Bedrängnis. Der Durst quält sie. Aber Hagen setzt nun seinen ganzen Heldentrotz gegen die Feindin: er ist größer als sein Unglück. Grimmig ruft er den durstenden Freunden zu: „Trinkt das Blut der Verwundeten!" Er schreckt jetzt vor nichts mehr zurück. Die Burgunden folgen seinem Rat. Es vergeht eine schreckliche Nacht. Aber unerschüttert hält Hagen mit Volker wieder Wacht vor den schlafenden Freunden. Der wilde Kämpfer ist treu besorgt für das Wohl seiner Gefährten.

Das Gebäude brennt aus. Kriemhild ist überzeugt, daß alle Burgunden tot sind. Sie triumphiert. Aber zu früh. Noch sind sechshundert Burgunden am Leben. Sie kann es nicht glauben. Als sie erkennt, daß es wahr ist, rast sie weiter. Die Not der Verwandten rührt sie nicht. Wieder treibt sie die Hunnen gegen die Überlebenden; wieder vergeblich. Trotz des neuen Mordens erreicht sie nicht, was sie will.

Untreue hat die Königin durch die Einladung begangen, das Gastrecht hat sie bewußt verletzt. Die Pflichten gegen ihr Kind, gegen ihre Sippe hat sie mißachtet. Jede edle Empfindung ist in ihrer Seele erstorben. Jetzt schreitet sie auch über das Gefühl der Treue bei dem edlen Rüdeger weg: rücksichtslos, nur an ihre persönliche Rache denkend, zwingt sie ihn in einen schweren Gewissenskonflikt hinein und läßt ihn darin verderben.

Bedeckt dieser Auftritt ihr Bild mit neuen Schatten, so erstrahlt um so heller das des Markgrafen von Bechlaren, des Vasallen, der, ähnlich wie Hagen im Waltharius, einen schweren, den schwersten Kampf der Seele durchmachen muß: den Kampf der Pflichten des Geleiters und Wirtes, des Verwandten und Lehnsmannes, mit der obersten Pflicht des Vasallen, der Treue gegen den Herrn. Und die letztere siegt. Die Idee, welche einst das deutsche Reich zusammenhielt, die feudale Idee der Treue, behält die Oberhand — eine Mahnung des Dichters an die Zeit, in der der Individualismus herrschte, in der man das Persönliche voranstellte. Hell erstrahlt aber auch der edle Reckensinn Hagens und Volkers, der treuen Waffenbrüder. Der ganze Auftritt ist die Höhe des zweiten Teiles des Nibelungenliedes, ein Auftritt, in dem sich der vornehme, große Sinn der älteren Zeit, der Helden älteren Stils erschütternd bewährt.

Die Hunnen haben alle am Kampfe teilgenommen, der Markgraf Rüdeger noch nicht. Ein Hunne macht die Königin auf ihn aufmerksam, frech andeutend, Rüdeger sei wohl feige. Dieser schlägt ihn mit der Faust nieder, den Menschen, der so wenig Verständnis für seine peinvolle Lage hat. Der höfische Herr und Ritter wird

hier einmal vom Zorn übermannt. Etzel macht ihm nun den Vorwurf, daß er untätig dastehe, Kriemhild mahnt ihn an seinen Eid, den er ihr persönlich bei der Werbung geschworen: jetzt sei Gelegenheit, ihn zu lösen. Rüdeger will nicht: er setze damit sein Seelenheil aufs Spiel, denn er begehe einen Treubruch an Freunden und Verwandten, wenn er den Kampf aufnähme. Aber Etzel und Kriemhild lassen nicht nach: sie fallen ihm zu Füßen und bitten ihn zu kämpfen.

Der Held erkennt, daß ihm das Schwerste nicht erspart werden soll. Er kommt in einen tragischen Zwiespalt: Ehre, Treue, ritterliche Grundsätze, Gewissenspflicht muß er verletzen, wie er sich auch entscheidet. „Was ich tue, was ich unterlasse, in jedem Falle tue ich Unehrenhaftes und Sündhaftes. Unterlasse ich aber beides, so schilt mich alle Welt. Möge mich Gott aus diesem Zwiespalt herausführen."

Das Königspaar läßt sich durch die Not des edeln Mannes nicht rühren: sie flehen weiter. Rüdeger sucht auszuweichen. Er bittet den König, Land und Burgen, die er von ihm empfangen hat, zurückzunehmen; er will wieder arm in die Fremde gehen. Aber Etzel läßt nicht ab. Im Gegenteil, er will ihm das ganze Hunnenland samt den Burgen geben, wenn er ihn räche: Rüdeger soll neben Etzel König sein. So muß sich der edle Mann entschließen: die Pflicht gegen Herrn und Herrin ist die höchste, die Rücksicht auf Sippe und andere Pflichten muß zurücktreten. Er geht zum Kampf, aber es ist ihm klar, daß er aus diesem Kampf nicht wiederkommen wird, nicht wiederkommen darf.

Mit tiefem Schmerz im Herzen schreitet er zum Saal und kündigt den früheren Freunden die Freundschaft auf: „Wehrt euch! Ich sollte euch Gutes tun, nun aber bringe ich euch Schaden. Früher waren wir Freunde, jetzt ist es damit vorbei. Ich kann euch die Treue nicht halten." Diesen Entschluß, der ihm schwer genug geworden ist, muß er gegen die Reden der Burgunden aufrecht halten. Gunther mahnt ihn an seine Treue, auf die er sich doch verlassen habe. Aber Rüdeger kann vom

Kampfe nicht abstehen: Kriemhild zwingt ihn dazu. „Gerne würde ich es tun, wenn ich nur könnte," antwortet der Edle. „Das Schönste wäre, wenn die Könige wieder am Rhein wären und ich selber tot läge. Denn schlimmer mußte noch nie ein Freund am Freunde handeln." Giselher mahnt: „Willst du deine Tochter so früh zur Witwe machen?" Rüdeger bittet, schmerzlich durch den Gedanken an die Tochter bewegt, wenn Giselher mit dem Leben davon kommen sollte, möge er es die Gattin nicht entgelten lassen, was der Vater tun mußte. Aber der junge König wälzt eine neue Last auf die Seele des Redlichen: „Wenn meine Verwandten sterben, dann ist es mit der Freundschaft aus: dann müssen deine Tochter und ich uns trennen." Die Last wird schwerer: der Markgraf sieht, daß er nicht nur sich, sondern auch das Glück seines Kindes der Pflicht opfern muß.

Aber wenn er auch gegen die Burgunden zu kämpfen gezwungen wird, weil es die Treue gegen Herrn und Herrin verlangt, so viel er kann, bewahrt er den früheren Freunden Treue, sogar unter Verachtung des eigenen Lebens. Er will eben den Schild erheben und angreifen, da bittet Hagen noch einen Augenblick um Gehör. Der versteht das Seelenleid des Mannes, hat er doch Walther von Aquitanien gegenüber denselben Kampf innerlich durchgekämpft; der Dichter spielt selbst auf diese Geschichte an. Er weiß auch, daß Rüdeger sterben will. So wagt er eine Bitte: „Ich bin in schwerer Sorge. Den Schild, den mir Gotelind geschenkt hat, den haben mir die Hunnen im Kampf zerschlagen, obwohl ich als Freund zu ihnen kam. Wollte es doch Gottes Gnade führen, daß ich einen so guten Schild bekäme, wie du ihn trägst." Hagen bittet nicht geradezu, er deutet nur an, was er will. Ihm scheint die Bitte wohl selbst fast zu kühn. Aber der andere versteht ihn: „Ich würde dich gern mit meinem Schilde schützen, wenn ich es nur Kriemhilds wegen wagen dürfte. Doch nimm den Schild und brauche ihn. Ach, wenn du ihn doch nach Burgund zurückbrächtest."

Ein ergreifender Beweis echten Heldensinnes. Der Dichter geht auch hier mit Absicht auf Gesinnungen der Vergangenheit zurück, auf Gesinnungen, die wir aus dem Hildebrandslied und Waltharius manu fortis kennen. Es ist die Verklärung des Heldentums älteren Stiles gegenüber dem modischen französischen Ritterwesen, die wir hier erleben. Aber das Problem wird im Nibelungenliede noch tiefer gefaßt und feiner gelöst als von Eckehard. Denn Rüdeger wahrt nicht nur dem Herrn die Treue, er hält sie auch dem Freunde, so weit es in seiner Macht steht. Er redet sich nicht künstlich in Zorn, er sucht nicht mühsam Gründe hervor, sich vor sich und den andern zu rechtfertigen. Er bleibt bis zuletzt der Freund dessen, den er bekämpfen will, er findet einen versöhnenden Ausgleich, den wir im Waltharius vermissen.

Diese Tat der Entsagung, dieser Beweis der Treue rührt auch das Herz des grimmen Hagen. Wie einst der liebenswürdigen Tochter, so bricht hier dem Vater gegenüber sein menschliches Gefühl wieder schön hervor, und auch das Religiöse fehlt nicht: „Lohne es Euch Gott im Himmel," „möge Gott gebieten, daß Euer edler Sinn ewig lebe," „Gott sei es geklagt, daß wir mit Freunden streiten müssen" — dreimal hintereinander ein Anruf Gottes! Es sind keine leeren, herkömmlichen Wendungen bei Hagen. Man fühlt: vom kalten Fatalismus des Helden weg nähert sich Hagen unter dem Drange der Not dem Gedanken eines persönlich waltenden, gerechten, helfenden Gottes. Bricht an dieser Stelle auch das religiöse Gefühl des Dichters hervor? Vernehmen wir darin den Ton der Sehnsucht?

Hagen zeigt sich des edeln Gegners würdig: „Ich werde Euch die Gabe lohnen, edler Rüdeger. Und wenn Ihr alle Burgunden erschlüget, meine Hand wird sich nicht gegen Euch erheben." Volker schließt sich dem Waffenbruder an. Der Kampf beginnt. Rüdeger wird von Gernot mit demselben Schwert gefällt, was er ihm geschenkt hat, aber auch der burgundische König wird von dem Markgrafen getötet.

Als der treue Mann tot liegt, weinen die Könige um ihn, es weinen Volker und Dancwart — es weint auch Hagen. Es ist der Höhepunkt seines Gefühlslebens, das einzige Mal, wo von ihm gesagt wird, er habe Tränen vergossen.

Rüdeger ist mit all seinen Mannen gefallen. Aber Hagen und Gunther, die Mörder Siegfrieds, leben noch immer. Kriemhild hat den Zweck, den sie sich vorgesetzt, nicht erreicht.

Auch Dietrichs Helden werden trotz des Gebots ihres Herrn in den Kampf hineingezogen. Bei dieser Gelegenheit kommt Giselher um, auf der Höhe seines Wirkens. Er fällt wie ein Held: der Jüngling ist in der Not reif geworden. Ebenso fällt Volker, nachdem er sich als einen der besten bewährt hat: Hildebrand tötet ihn. Es fallen alle Burgunden, nur Gunther und Hagen bleiben übrig. Sie haben Siegfried ermordet, um ihretwillen mußten alle andern in den Tod, aber es ist der racheschnaubenden Kriemhild nicht gelungen, sie zu fassen und zu bestrafen. Jetzt freilich gelangt sie ans Ziel, jedoch nicht durch ihre Anschläge, durch ihre Hunnen, sondern mehr durch Zufall, dadurch daß Dietrich in den Kampf eingreifen muß; denn ihm haben die Burgunden alle seine Freunde, Hildebrand ausgenommen, erschlagen. Für die beiden noch lebenden Gegner bedeutet dessen Teilnahme am Kampfe die stärkste Probe: der Berner ist der gewaltigste Recke am Hofe Etzels.

Hagen sieht dem König unerschütterten Mutes entgegen. Er empfängt den Helden, der ihn vorher edelmütig vor Kriemhilds Rache gewarnt hat, ruhig und höflich. Er weist dessen Vorwürfe ab, man habe grausam alle seine Leute erschlagen. Die Berner Recken sind zum Streite gekommen, sie haben das Schelten angefangen. Besonnen wie immer, möchte Hagen nicht ohne Not mit Dietrich in Kampf verwickelt werden. Aber bald ändert sich seine Stimmung, als Dietrich vorschlägt, er möge sich ihm mit Gunther persönlich ergeben: „Verhüte es Gott, daß sich dir zwei Helden ergeben, die ihre Waffen führen und frei ihrem Feinde gegenüberstehen." Weiteres Drängen

des freundschaftlich gesonnenen Berners weist er bestimmt ab mit den Worten: „Verlangt es nicht weiter. Es ziemt sich nicht, daß man von uns sagt, zwei Helden wie wir hätten sich ergeben, wo Ihr doch auch nur Hildebrand neben Euch habt." Der Antrag des andern geht ihm gegen die Ehre: lieber Tod als Schande.

Bis zuletzt kann Hagen das Spotten nicht lassen: er macht über Hildebrands Flucht aus dem Saal eine boshafte Bemerkung. Endlich hat er der Worte genug, der Zorn über die schimpflichen Anträge bricht durch, er fordert den Kampf: „Mich kränkt es, daß man uns beide hier als Geiseln verlangt hat." Er bleibt bis zuletzt, selbst einem Dietrich gegenüber, der große, unbeugsame Held — das Wunschbild eines Mannes aus der älteren Heldenzeit.

Ein mächtiger Kampf entbrennt: Hagen ist auch für Dietrich ein gefährlicher Gegner. Der Dichter ehrt den Burgunden, indem er ihn gegen den Berner ehrenvoll bestehen läßt. Aber schließlich empfängt der kampfesmüde eine tiefe Wunde und wird von seinem Gegner gefangen. Gebunden und lebendig wird er Kriemhild zugeführt und übergeben. Siegfrieds Mörder ist jetzt in der Hand seiner Todfeindin. Diese sieht ihren höchsten Wunsch erfüllt, sie kann Rache nehmen.

Ströme von Blut sind durch ihre Rachbegierde geflossen, Tausende von Helden — darunter die besten — hat sie ungerührt in den Tod getrieben, mit dämonischer Hartnäckigkeit und Leidenschaft auf ihr Ziel lossteuernd. Das Geschick all dieser Toten hat sie ihrem Sonderwillen dienstbar gemacht, selbstsüchtig einst in der Liebe, selbstsüchtig jetzt im Haß. Von der Gesinnung, die der „König Rother" beim Herrn preist, der Gesinnung, die einst ihr Bruder Gernot dem überheblichen jungen Siegfried gegenüber bekundete: Menschlichkeit, Rücksicht auf Vasallen ist bei ihr keine Spur zu finden. So steht sie da — ein Bild abschreckender Wildheit.

Aber sie zeigt sich noch grausamer. Dietrich bittet, den Gefangenen zu schonen: er empfindet Achtung vor dem Recken, der sich so unerschüttert gehalten und seinen

Herrn bis zum Äußersten verteidigt hat. Ohne zu antworten, läßt die Königin den Tronjer ins Gefängnis führen: sie behält sich die Rache vor, sie denkt nicht daran, Gnade zu üben.

Inzwischen greift Dietrich Gunther an. Wie dieser vorher den Höhepunkt seiner sittlichen Entwicklung erreichte, als er Hagens Auslieferung verweigerte, so hier den der heldischen: von dem Zweikampf dröhnen Saal und Türme, sogar Dietrich hat einen schweren Stand gegen ihn, kaum daß er am Leben bleibt, und er kann den burgundischen König nur überwinden, weil derselbe vom Kampf völlig erschöpft ist. So ehrt der Dichter den Helden. Auch Gunther wird überwältigt und gebunden der Schwester zugeführt. Der Sieger empfiehlt den Besiegten dringend der Gnade Kriemhilds. Für den Bruder verspricht sie, was der Berner verlangt. Gunther wird abgesondert von seinem Mann eingekerkert.

Aber wieder bricht die Königin die Treue, immer weiter auf dem Pfade des Verbrechens fortschreitend. Sie denkt nicht daran, ihr Wort zu halten: sie verlangt nach Rache. In ihrer leidenschaftlichen Verbissenheit hat sie der Dichter von Stufe zu Stufe sinken lassen; Unredlichkeit dem werbenden Etzel gegenüber, Untreue bei der Einladung, Verletzung des Gastrechts, Lieblosigkeit gegen ihre Kinder, Rücksichtslosigkeit gegen Leben und Ehre ihres Vasallen, Blutschuld — all diese Frevel hat er auf ihre Seele geladen. Jetzt mischt er noch das Motiv der Habsucht bei, um auch ihrer Rache das Edle ganz zu nehmen, was man ihr sonst zuerkennen könnte, in Erinnerung des Furchtbaren, was ihr Hagen und Gunther getan haben. Denn der Habsucht opfert sie jetzt den Bruder, nicht der Rache.

Hagen hat seiner Feindin den Nibelungenhort weggenommen; das hat sie nicht verschmerzt. Anknüpfend an das erste Gespräch, das sie mit ihm an Etzels Hof hatte, sagt sie jetzt feindselig und arglistig zu dem Gefangenen: „Wenn Ihr mir das zurückgebt, was Ihr mir genommen habt, dann könnt Ihr nach Burgundenland heimkehren." Sie will Hagen überlisten und zugleich

demütigen; der stolze Recke soll den Ort, wo der Schatz liegt, verraten, um sein Leben zu retten, und dann doch sterben. Sie denkt nicht daran, ihm ein Versprechen zu halten. Was sind jetzt für sie Treue und gegebenes Wort!

Aber Hagen durchschaut die Feindin. Noch einmal weiß er sie zu kränken und zu demütigen. Er geht scheinbar auf ihr Verlangen ein: „Ich habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solange einer meiner Herren lebt." Er weiß, daß Kriemhild jetzt vor nichts mehr zurückweicht. Und wirklich, in ihrer Verblendung läßt sie sich überlisten. Die Gier nach dem Golde läßt sie vor Bruderblut nicht zurückschrecken. Sie befiehlt, Gunther trotz des Versprechens, das sie Dietrich gegeben hat, den Kopf abzuschlagen und entblödet sich nicht, das Haupt selbst am Schopf zu Hagen hinzutragen. Sie ersteigt hier den Gipfel aller Unmenschlichkeit. Der Dichter häuft die starken Züge, um Kriemhild möglichst verwerflich erscheinen zu lassen.

Aber Hagen erhebt sich nun vor ihr in seiner ganzen Heldengröße und Heldentrotz. Voll Hohn und voll Verachtung — man beachte das „Du" der Anrede — sagte er: „Du hast es jetzt vollendet, wie du es wolltest, aber auch wie ich es mir gedacht habe. Nun ist der edle König von Burgund tot, auch Giselher der junge und Gernot. Den Hort weiß jetzt niemand als Gott und ich: er wird dir, Teufelin, immer verborgen bleiben." Auf dieser Höhe seines Empfindens wieder der Name Gott, kein leeres Wort, sondern ein Bekenntnis. Die Feindin ist betrogen und gedemütigt zugleich: ihr ist die Rache wieder verdorben. Da zieht sie ergrimmt dem andern das Schwert aus der Scheide: es ist Balmung Siegfrieds Waffe. Damit schlägt sie Hagen selbst das Haupt ab, das Weib dem Helden, die Verwandte dem Verwandten. Blutschuld beim Bruder, Blutschuld auch hier.

Hagen, der Siegfried ermordet hat, fällt durch das Schwert, das er dem Toten abgenommen, geschwungen von der Hand derer, die einst die Gattin des Ermordeten war. Der Verächter der Frauen fällt durch die Hand eines Weibes. Der krieggewohnte Mann erleidet den Tod nicht in heldenhaftem Kampf, sondern gefesselt wie

ein Schlachttier. Das Schicksal hat ihm einen ehrenhaften Tod nicht bestimmt: wie Gunther muß er durch die Art seines Todes büßen, was er einst getan. Aber trotzdem steht er am Ende seines Lebens bewundernswert und groß da: groß als Held, groß als treuer Mann seines Herrn, verklärt durch menschliche und religiöse Züge, die sich je länger je mehr zusammenfinden. Er ist im zweiten Teil des Nibelungenliedes durchaus die überragende Gestalt, wie Siegfried im ersten, er ein Mann der älteren heldischen Zeit, wie der Niederländer einer der modernen.

Selbst Etzel, der schwer gekränkte, bedauert, daß ein solcher Recke von der Hand eines Weibes sterben mußte: „Wie feind ich ihm gewesen bin, sein Tod tut mir sehr leid." Den alten Hildebrand aber übermannt der Zorn: „Kriemhild soll den Triumpf nicht genießen, Hagen erschlagen zu haben. Zwar hat er mich selbst kämpfend in Bedrängnis gebracht, aber ich will den Tod des kühnen Tronjers rächen." Damit schlägt er die Königin nieder.

So hat Kriemhild wohl Hagen, der ihr den Gatten ermordete, enthauptet und Gunther, der bei der Untat half, töten lassen, aber sie selbst geht über der Rache zu Grunde. Sie darf sich ihres Sieges nicht mehr freuen. Der dämonisch um sich greifende Haß, die hartnäckige Verbissenheit, mit der sie alles ihrem persönlichen Zweck, ihrem Rachewillen unterordnete, hat zwar sein Ziel erreicht, aber keine volle Befriedigung gefunden: unmittelbar nach vollzogener Rache erliegt sie dem Schwerte Hildebrands. —

Eine Tragödie zweier Fürstenhäuser hat der Dichter des Nibelungenliedes[1]) vor seinen Hörern vorüberziehen lassen. Die Handlung begann im Glanze höfischen Wesens: gesellschaftliche Bildung und Gesittung, gesellschaftliches Leben, Minne und Minnedienst, Abenteuer — die in Frankreich aufgegangenen Sterne der neuen Zeit werfen ihr Licht darauf. Sie endet in Haß und

---

[1]) Ausgabe von K. Bartsch, Das Nibelungenlied. Deutsch Klassiker des Mittelalters, Bd. 3, Leipzig, Brockhaus 1879. Übersetzung von K. Simrock, Stuttgart, Cotta.

Rache, Kampf und Blut, Grausamkeit und Verbrechen, in dem harten Geist, den das alte deutsche Reckentum atmete, dem Geist, der uns aus dem Hildebrandsliede und Waltharius vertraut ist. Aber doch erblühen in all den Greueln des Endes, unter dem Druck der Todesahnung und Todesnot in den Seelen der burgundischen Helden, die anfangs nicht so freundlich anmuten, Heldentugend, Heldengröße, Mannen- und Freundestreue, Milde und Güte, frommes Gefühl und nehmen mehr und mehr für sie ein. Siegfried und vor allem Kriemhild, die die moderne Zeit vertreten, werden von immer dunkleren Schatten umhüllt, bis endlich Etzels Gemahlin in Schuld und Verbrechen versinkt und als Teufelin endet. Was ehedem dunkel war, klärt sich zu schönstem Glanz auf, was glänzend begann, versinkt in Nacht.

Und dann in Bechlaren wie auf einer Insel im Meere die markgräfliche Familie und ihr Hof. Altheldisches und Modern-ritterliches vereinigt sich in schönster Weise: Feinheit der Sitte, aber auch leidenschaftliche Kraft, zarte Neigung, aber auch die herkömmliche Unterordnung unter den bestimmenden Willen der Alten, Weichheit des Gefühls und heldenmäßige Seelenstärke, ritterlicher Sinn und pflichtmäßige Vasallengesinnung — Altes und Neues in schönem Verein; alles maßvoll, alles ohne dämonische Leidenschaften oder kraftgeniales Übermenschentum, ohne selbstsüchtigen Individualismus, ohne Neid, Halbheit, Schlaffheit, Tücke und Herzlosigkeit. Offenbar ein Idealbild.

Was will der Dichter sagen? Welches ist der Gedankengehalt seiner Dichtung? Die Darstellung hat ihn aufgezeigt. Aber er wird klarer werden, wenn ich noch einmal das, worauf es ankommt, zusammenfasse.

Im XII. Jahrhundert verbreitete sich durch Deutschland hin in den ritterlichen Kreisen eine neue Kultur. Sie mußte sich gegen eine ältere durchsetzen. Der Dichter des Nibelungenliedes steht mitten in dieser Entwicklung: in seinem Werke schildert und beurteilt er die Lage der Zeit mit Teilnahme und feinem Verständnis.

Diese Kultur kam von Frankreich her, von Westen. Sie durchdrang zuerst die Gegenden, die an Frankreich

grenzten oder ihm nahe lagen, die Landschaften am Nieder- und Oberrhein: Hennegau, Flandern, Brabant, Burgund. So sind es auch im Nibelungenlied westliche Höfe, Höfe am Rhein, wo das neue Wesen stark und glänzend auftritt: Santen und Worms die Mittelpunkte von Niederlanden und Burgund.

Hier bewegt sich eine vornehme Gesellschaft; die Fürsten und ihre Damen stehen im Mittelpunkt. Diese Menschen besitzen die höfische Bildung. Die Frauen verstehen, modische Kleider herzurichten, sie glänzen durch feine Zucht. Die Herren üben das moderne Ritterspiel in Buhurt und Tjost, wissen sich mit den Damen gewandt und liebenswürdig zu unterhalten, verkehren mit ihnen in feinen Formen und mit Anstand. Prächtige Kleider, Musik und Gesang verschönen das Leben, Feste werden gefeiert, bei denen auch die jungen Mädchen erscheinen. Ritterspiele, in denen die Herren sich zeigen können, krönen die Feste; die Freigebigkeit der Fürsten stattet sie reich aus. Es ist eine Atmosphäre von Zartheit der Empfindung, Heiterkeit, Lebenslust und weltmännischem Wesen, die wie Morgenglanz über diesen Höfen liegt.

Der Hof Prünhilds von Isenstein und der hunnische Etzels stehen nicht auf der Höhe dieser westlichen: der Norden und Osten ist von der neuen Kultur wohl berührt, das Ideal des höfischen Lebens ist dort wohl anerkannt, aber wirklich durchgedrungen ist das Moderne noch nicht.

Am weitesten vorgeschritten ist der niederländische Hof in Santen. Das macht offenbar die Nachbarschaft von Flandern, Brabant und Hennegau. In Santen übt man Minne und Minnedienst; ohne tiefe Leidenschaft, mehr als gesellschaftliche Unterhaltung: es versteht sich von selbst, daß sich der junge Siegfried in den Formen des Dienstes bewegen lernt. Er wird Mittelpunkt des galanten Wesens; er beherrscht bald völlig sicher diese leichte Form des geselligen Verkehrs, der für den Prinzen nur nideriu minne bedeutet: die wîp und megede am Hofe wissen, was sie für Pflichten haben.

In Worms lebt nur um Kriemhild ein Kreis minnender und dienender vornehmer ritterlicher Herren. Hier aber dreht es sich um Dienst, der auf Heirat abzielt und dessen Gegenstand eine edle Dame, eine Herrin, eine vrouwe ist: hohe Minne. Sonst steht man am Hofe dem modischen Liebeswesen gänzlich fern: Gunther und seine Umgebung — Brüder wie Mannen — sind nicht davon berührt. Hagen verachtet die Frauen, Gunther ist der derbsinnliche Mann alten Schlags, der von Romantik der Liebe nichts weiß. Man hat in diesem Kreise wohl schon die moderne gesellschaftliche Bildung angenommen, die Wormser Herren sind Muster gesellschaftlicher Zucht, aber von Minne hören wir bei ihnen nichts.

Im Osten weiß man, wie es scheint, von wahrem Minnedienst kaum etwas. Noch weniger denkt man daran im Norden, auf Island.

Zum modernen Wesen gehört auch das Abenteuer. In Santen weiß man davon: darum zieht jung Siegfried auf Abenteuer aus, fast wie ein Artusritter. Aber in Worms steht man der Romantik des Abenteuers gänzlich verständnislos und ablehnend gegenüber. Die andern Höfe kennen sie offenbar überhaupt nicht. Siegfried ist also der einzige Vertreter dieser Idee im Gedicht. Die Kämpfe in Island sind zweckvoll: es sind Proben, durch die Brünhild gewonnen werden soll, sie sind alten Stils.

Es ist eine Zeit des Übergangs, die der Dichter schildert, eine Zeit, in der sich in Deutschland das neue höfisch-ritterliche Wesen mit seinen Ideen von gesellschaftlicher Kultur, Minne, Minnedienst und Abenteuer erst ausbreitet. Die neue Gesittung hat sich bereits durchgesetzt: an ihr haben alle Höfe, wenn auch mit Abstufung, teil. Minne und Minnedienst greifen weniger weit. Das rein Abenteuerliche taucht erst im Westen am Niederrhein auf: es wird anderswo noch als etwas ganz Fremdartiges empfunden.

Zuletzt tritt in den Gesichtskreis der Menschen des Nibelungenliedes das Gefühl ein, das die Stimmung der

modernen Gesellschaft beherrscht und umgestaltet: die Liebe. Auch hier schildert der Dichter verschiedene Arten, seine Zeit zu kennzeichnen.

Die rein sinnliche, derbe des Helden älteren Stiles: die Liebe Gunthers zu Prünhild. Sie ist nicht berührt von irgend welcher Romantik der Minne. Dann die sinnlich-geistige Liebe des wackeren Etzel, der sich nach Kriemhild sehnt. Als Hauptstück aber die tiefe edle Liebe Siegfrieds, die ihn zu schüchternem, treuem, ausharrendem Dienste zwingt, und die herzliche Liebe Kriemhilds, die sich natürlich und ohne Ziererei mit Zartheit äußert, sich aber dann nach dem Tode des Geliebten zur Leidenschaft steigert und das ganze Wesen der Königin einnimmt. Der Dichter kannte die Eneide und wohl auch die Tristandichtung.

So spiegeln sich kulturelle Strömungen im Nibelungenliede: es gibt eine kulturgeschichtliche Auffassung seiner Zeit.

Wie steht nun der Dichter persönlich zu diesen Mächten des Jahrhunderts? Er schildert das heitere, glänzende höfische Leben sichtlich mit Freude und innerer Teilnahme. Er führt viele Bilder daraus vor, oft wird das Gedicht dabei für unsern Geschmack zu ausführlich und kleinlich. Aber diese Schilderungen gehören zum Ganzen, mögen sie auch in der Überlieferung des Gedichts schon angewachsen sein: der Dichter mit seinen Hörern hat Freude daran. Er legt Wert darauf, daß seine Menschen das ritterliche Wesen beherrschen — geckenhafte Übertreibung freilich, die man wohl im Hunnenland findet, wo das Neue eben erst aufkommt, lehnt er ab. Allerdings, er erkennt auch die Gefahr, die das Neue bringen kann. Der Glanz, die Fröhlichkeit des modernen gesellschaftlichen Treibens darf den Sinn nicht ganz gefangen nehmen, nicht bezaubern. Die Frau, der Mittelpunkt des höfischen Wesens, darf sich dadurch nicht hinreißen lassen, ihre natürlichen Pflichten als Gattin und Mutter abzulehnen und im ritterlichen Wunschleben den Zweck des Daseins zu sehen. Die Pflichten, die die Natur auferlegt und die die Sippe hütet, dürfen nicht dem Genuß, nicht der Rücksicht auf das Genußleben der

eigenen Person geopfert werden (Kriemhild und Ute). Der reine Abenteuersinn, der nur um des Abenteuers willen herausfordert, wird ebenfalls verurteilt. Der Dichter versteht und billigt es, wenn ein starker Jüngling, wie Siegfried, seine Kraft in den Dienst des Friedens und der Gerechtigkeit stellt, Bedrängten hilft, schädliche Drachen tötet oder auch in ritterlichen Spielen an fremden Höfen seine Geschicklichkeit und Stärke bewährt und zeigt. Aber die Abenteuerlust soll nicht gegen das verstoßen, was Vernunft, Recht und Herkommen fordern, sie soll nicht zu unrechtem Raube, Rücksichtslosigkeit gegen verständige Helden, hochmütig wegwerfender Behandlung von solchen, die im Range tiefer stehen, ausarten (Siegfried am Hof in Worms und im Nibelungenland). Denn das bedeutet nichts anderes, als die Rücksicht auf die eigene Person dem entgegen werfen, was in der Überlieferung wohl verankert liegt, das bedeutet, seine Pflicht verletzen. Dergleichen kraftgenialer Individualismus führt zum Verderben: Siegfrieds Auftreten in Worms wird der erste Anlaß zu seinem Tode.

Und weiter: Minne und Minnedienst bringen viel Zartes und Schönes. Sie veredeln, verwandeln, zähmen das Herz des Mannes. Aber der Dichter lehnt die übertriebene, verstiegene Art des Dienstes, die Selbsterniedrigung des dienenden Ritters entschieden ab. Auch sie ist nichts als Genuß des eigenen Gefühls, auch sie ist nur eine feinere Art der Ichsucht. Sie verstößt gegen die Würde des Helden und die überlieferte Pflicht des Standes; sie führt auch ins Verderben: Siegfrieds Dienstbarkeit wird der andere Anlaß zu seinem jämmerlichen Tode. Und die edle, tiefe Liebe? Die zarten, schönen Schilderungen des Gedichtes beweisen, wie hoch sie der Dichter stellt. Aber sie soll nicht zur Leidenschaft werden, die den Menschen ganz beherrscht. Veldeke hatte in Dido schon ein warnendes Beispiel aufgestellt, Kriemhild ist das zweite. Denn sie vernachlässigt über der Liebe zu Siegfried die Pflicht gegen den kleinen Sohn Gunther, gegen den Bruder und die Schwägerin, deren Ehre sie sinnlos preisgibt, gegen das niederländische

Volk, dessen Königin sie doch ist. Nach Siegfrieds Tod versinkt sie ganz in ihrem Schmerz und hat für nichts mehr Sinn.

Auf diesem Boden der leidenschaftlichen Liebe und des leidenschaftlichen Schmerzes erwächst nun eine dämonische Rachsucht, die zu Untreue, Hinterlist, Verletzung des Gastrechts, Grausamkeit gegen den kleinen Sohn Ortlieb, Verletzung der Pflicht gegen den Gemahl Etzel, Härte gegen Vasallen, Verrat an der Sippe, ja zu mehrfacher Blutschuld führt. Aus leidenschaftlicher Liebe, die Menschen und Dichter preisen, folgen Verbrechen, das zarte liebende Weib wird zur Teufelin.

Die neuen Ideen: gesellschaftliches Wesen, Abenteuer, Minne und Minnedienst, edle Liebe sind also — meint der Dichter — an sich gut und schön. Aber wenn man sich ihnen, wie es im Anfang gern geschieht, zu leidenschaftlich hingibt, wenn man sie übertreibt, dann lösen sie die überlieferten Bande der Natur, des Rechts, der Sippe, der Gesellschaft. Ja sie werden zum Verderben des Staats: denn Kriemhilds Leidenschaft reißt Burgunden und Hunnen, ganze Völker, mit in den Abgrund. Die alte, gute, pflichtmäßige Gesinnung weicht einer individualistischen, selbstsüchtigen., das Moderne wird zur Gefahr. Hier tritt die innere Beziehung des Nibelungenliedes zum Titurel und Tristan klar hervor.

Aber wie kommt es, daß die neuen Ideen, namentlich die edle Liebe, so verhängnisvoll wirken können? Es wäre doch eigentlich nicht zu erwarten. Der Dichter antwortet: weil sie auf Menschen treffen, deren Kern über das gewöhnliche Maß hinaus leidenschaftlich und kraftvoll ist, denen eine übermenschlich kraftgeniale Art, ja eine dämonische einseitig gerichtete Leidenschaftlichkeit eignet. Die Zeit, in der sich die kirchliche Gebundenheit löste und Aufklärung mit religiöser Gleichgültigkeit um sich griff, die Zeit, in der der Zusammenhalt des deutschen Reiches zerging und das Landesfürstentum rücksichtslos und machthungrig emporstrebte, in der durch die Kreuzzüge der abenteuernde Ritter auf sich gestellt war und sich aus eigener Kraft außerhalb der alten politischen

Schranken nicht selten ein neues Dasein schuf, — diese Zeit der Ungebundenheit erzeugte, wie solche gärenden Zeiten immer, Menschen, die den Anspruch machten, ihre Persönlichkeit gegen alles, was im Wege stand, durchzusetzen, denen das Überlieferte nichts galt. Der Vorauer und Straßburger Alexander, Herzog Adelger spiegeln schon solche Typen, Dido, Tristan und Isolde sind andere der Art. Als Hintergrund des Nibelungenliedes fühlt der feiner empfindende Leser einen Sturm und Drang der ritterlichen Gesellschaft, eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüter, wie sie beim Anbrechen einer neuen Zeit zu entstehen pflegt, man spürt den Beginn der Renaissance.

Das Werden und Eindringen einer neuen Kultur in Deutschland stellt das Nibelungenlied dar und gibt zugleich eine Beurteilung. Es zeigt das Schöne und Berechtigte, es zeigt aber auch die Kehrseite des glänzenden modernen Wesens. Es lehrt die Gefahren sehen, die es den hochgespannten Menschen jener Übergangszeit bringt, den Menschen, die sich aus alten Fesseln gelöst, aber das Neue noch nicht voll verarbeitet und in sich aufgenommen haben. Man erinnert sich, wie wenig die Kirche den Menschen des Nibelungenliedes bedeutet, wie diese über Sippe, Gesellschaft und Staat hinwegschreiten, wenn es die Auswirkung persönlicher Gefühle und Befriedigung persönlicher Wünsche gilt.

Die Tristandichtungen verlegen die Gefahr der Liebe in ihr Wesen: sie dringt wie ein Zauber von außen in die Seele und entzündet sie durch ihre Macht. Der Nibelungendichter sieht tiefer, er sieht die Gefahr in der entfesselten elementaren Natur, in der kraftgenialen Art der Menschen der modernen Zeit selbst, eine Natur, von der die schützenden Hüllen gefallen sind, die die Männer und Frauen der alten Zeit zusammenhielten und innerlich festigten. So urteilt der Dichter auch nicht schlechthin begeistert über den Kulturwert der neuen Ideale, wie die höfischen Dichter. Gesellschaftliche Zucht und Minne sollten veredeln. Das Nibelungenlied zeigt, daß diese Kraft ihre Grenze hat an der Natur des Menschen,

wenn sie sich von den Hemmungen der Überlieferung befreit. Sie bleibt ungebrochen: Siegfrieds unbekümmerte Art, die ihn zum kecken Abenteurer macht, bricht auch hervor, als er seiner Frau das Geheimnis verrät und ihr Ring und Gürtel schenkt, als er auf der Jagd den Bären zum Schrecken der Burgunden losläßt. Sie wird sein Tod. Weder höfische Gesittung noch Liebe kann diesen Zug seines Wesens austilgen. Kriemhild wird zwar durch die Liebe zarter und weicher. Aber durch die Ermordung des Gatten schwer beleidigt und schwer getroffen, wendet sich ihre Liebe in Haß. Und dieser Haß schwillt zu elementarer Kraft an, die alles vernichtet und kein Verbrechen mehr scheut, bis sie zuletzt die Hassende selbst in den Abgrund stürzt.

Eben darum hat auch der Dichter den Stoff seines Werkes aus der deutschen Heldensage und nicht aus französischen Quellen genommen. Denn die Sage der Heimat gab ihm die gewaltigen Recken und die leidenschaftlichen Frauen, deren er bedurfte. Der Gegensatz der älteren und neueren Zeit konnte an ihnen lebhafter, eindringlicher dargestellt werden. Die Charaktere jener Menschen waren dem Hörer vertraut, sie wirkten ganz anders als die blassen, fremden Helden der Artusromane.

Aber der Grund für die Wahl des deutschen Stoffes liegt noch tiefer. Der Dichter beurteilt die neue Zeit vom Standpunkt des Konservativen aus. Er freut sich wohl an dem Guten und Wertvollen des modernen Wesens, aber sein Herz hängt an den Idealen der alten Zeit. Nicht als ob er „die gute alte Zeit“ unbedingt verehrte. Es ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß der Dichter die Vertreter des Alten, Gunther und seinen Kreis, auch Prünhild, im ersten Teil des Gedichts in immer tieferes Dunkel schiebt, ihre Lichtseiten fast geflissentlich verbirgt. Hagen ist verschlossen und grollt heimlich, Neid und Tücke, Grausamkeit und Zynismus sind ihm nicht fremd. Gunther geht unbequemen Entscheidungen gern aus dem Wege, schwankt in seinen Ansichten, läßt sich schließlich zur Untreue und Teilnahme

am Mord verleiten, verhält sich auch hinterher unklug genug. Gernot und Giselher spielen beim Tode Siegfrieds eine zweideutige Rolle. Prünhild ist ein grausames Mannweib ohne Gefühl, aber von unbändigem Stolz. In Island und in der Brautnacht zeigt sich die Heldenkraft der Burgunden nicht von der besten Seite. Um so unerfreulicher wirken diese Gestalten, als der Dichter gleichzeitig so viel Licht auf Siegfried und Kriemhild versammelt, daß der unaufmerksame Hörer diese für seine Ideale schlechthin halten könnte. Aber das Bild ändert sich im zweiten Teil. Bald nach Siegfrieds Tod heben sich die Gestalten des burgundischen Kreises: Kriemhild tritt mehr und mehr in den Schatten, bis zum Schluß aller Glanz auf den burgundischen Helden, insbesondere auf Hagen ruht, und Kriemhild als Teufelin nur Abscheu einflößt. Und gerade die beiden Männer, die im ersten Teil mit den schwärzesten Farben gemalt sind, Hagen und Gunther, stehen am Schluß in schönstem Lichte.

Der Sinn dieser planvollen Anordnung ist klar genug. Im Kampf mit dem Rachegedanken Kriemhilds, unter dem Druck der Not enthüllen sich mehr und mehr die guten Seiten im Wesen der burgundischen Helden, die im Verhältnis zu Siegfried verborgen geblieben waren und unter dem Eindruck der schlimmen Seiten nicht zur Geltung kamen. Es sind das eben jene Eigenschaften, die aus den Heldengedichten älteren Stiles vom Hildebrandslied bis Herzog Ernst bekannt sind: heldenmütige Tapferkeit, Klugheit, besonnene Ruhe, Ehre, vor allem aber Menschlichkeit und Güte, religiöses Gefühl, Freundes- und Waffenbrudertreue und dann die glänzendste von allen: die Treue, die Herrn und Mann verbindet. Aus dem harten Herzen Hagens glänzen mehr und mehr diese Tugenden heraus, bis dieser Recke zuletzt in erhabener Größe vor uns steht, auch er im Grunde ein Mensch von dämonischer Kraft und Leidenschaft, aber innerlich gehalten und gebunden von den Tugenden und der pflichtmäßigen Gesinnung der alten Zeit, fern dem modernen Individualismus mit seinem Sich-Gehenlassen. Ihm schreiten nach die burgundischen Brüder:

Gunther, der gleich würdig als König wie als Held kämpft und leidet, desgleichen Gernot und Giselher; und Volker, der edle Spielmann. Hart und rauh, wie Helden alten Stils, bleiben sie bis zum Ende: Hagen reizt zynisch und grausam Etzel und sein Weib, er rät das Blut der Verwundeten zu trinken, um den quälenden Durst zu löschen, er wütet mörderisch unter den Hunnen. Volker gibt ihm nichts nach. Aber aus all dem Haß und wilden Toben, dem Höhnen und Reizen, dem Morden und Sterben leuchten in unvergänglichem Licht die alten Heldentugenden hervor, als deren edelste die Treue. Ihr Licht läßt den Glanz Kriemhilds und Siegfrieds verblassen, der Vertreter der modernen Zeit. Und überhaupt: all das heitere, höfische Wesen muß verbleichen gegenüber den Idealen der älteren, weniger gesitteten und gefühlvollen Zeit: besonnenes, maßvolles Heldentum, nicht romantischer Abenteuergeist, frommer Sinn, nicht äußerliche Kirchlichkeit, Mannentreue, nicht einseitige Liebesleidenschaft und verstiegener Minnedienst, mit einem Wort: pflichtmäßige Gesinnung, nicht zügelloser Individualismus.

Aber wenn auch das Herz des Dichters an den alten Idealen hängt, er lehnt das neue Wesen nicht ab, sofern es sich mit dem alten zu schöner Einheit verbindet und die ernste, gehaltene, pflichtmäßige Gesinnung nicht auflöst. Das Harte und Starre ist nicht nach seinem Sinn. Wo die westliche Kultur ihre zersetzende Kraft noch nicht ausgeübt hat, wo sich noch alte Art hält und der modernen Widerstand leistet, im fernen Osten, an der Grenze Deutschlands, dort wo der Dichter selbst lebte und wirkte, dort ist der Boden für eine Welt, wie sie seinem Wunsche entspricht. Etzels tüchtige, heldenhafte, dabei anständige, vornehme und gütige Art, seine natürliche, herzliche Liebe zu Kriemhild, seine väterliche Freude am Sohn berühren sehr sympathisch. Ebenso Dietrichs unwiderstehliche Tapferkeit, seine Ehrlichkeit, Vornehmheit und Menschlichkeit.

Aber die volle Liebe des Dichters liegt nicht bei dem hunnischen Könige und seinem Hofe, sie ruht auf dem deutschen Markgrafen Rüdeger und seiner Familie. Die

feine, höfische Bildung, das zarte Gefühl der Tochter, aber auch ihr Gehorsam dem Vater gegenüber, die weiche Empfindung der Markgräfin, aber auch ihr ernster, tapferer Sinn, vor allem der edle, vornehme, zartfühlende Markgraf selbst mit seiner Redlichkeit, herzlichen Frömmigkeit, seiner Freundes- und Mannentreue — das sind die Gestalten, die wir als die Ideale des Dichters bezeichnen dürfen. In ihnen waltet keine elementare, dämonische Natur: die gute, alte Sitte und Gesinnung herrscht noch über ihre Seelen. Alles Gewaltsame und Kraftgeniale, alles was an Sturm und Drang erinnert, fehlt. Sie haben das Wertvolle der alten, guten Zeit noch bewahrt, ohne sich doch dem Neuen zu verschließen; das Alte bildet den Hauptbestandteil ihres Wesens, aber es ist gemildert und verschönert durch das Moderne. Rüdegers Kampf der Pflichten und sein tragisches Ende, das XXXVII. Abenteuer, was diesen Gegenstand besingt, ist wohl der Höhepunkt des ganzen Werkes.

Das Persönlichkeitsideal der alten Heldenzeit, nur gemildert und verschönt durch das moderne Wesen, die Treue, für den vornehmen Ritter und Sänger wohl die Staatsgesinnung schlechthin, feiert das Nibelungenlied. Und die Religion?

Der Dichter steht der Kirche und ihrer Lehre kühl gegenüber; Christus kommt im Nibelungenliede nur einmal in einer leeren Formel und in einer wohl später zugesetzten Strophe vor; das kirchliche Christentum ist Standessache und Form. Es wird sogar mit einiger Geringschätzung behandelt: der arme Kaplan muß sehr wider Willen dazu dienen, die Wahrheit der Prophezeiung einer mythischen Wasserfrau zu erhärten, und Kriemhild setzt sich über Etzels Heidentum schnell weg, als sie erkennt, daß sie bei ihm auf Befriedigung ihrer Rache rechnen kann.

Der Dichter ist Fatalist: das äußere Geschehen ist von vornherein fest bestimmt, seinem Geschick kann niemand entgehen. Aber der Dichter ist nicht Determinist: der Mensch handelt frei nach seinem Willen und seinen Gedanken. Freilich, er erreicht nichts, als was bereits feststeht, sein Gegenspieler ist ihm in der Führung der

Ereignisse, wie der geniale Meister des Schachs einem Durchschnittsspieler, unendlich überlegen.

Wer ist nun dieser Gegenspieler? Eine unpersönliche Macht, das Schicksal? Es hat im Anfang den Anschein, als ob der Dichter diese widerchristliche, aufgeklärte Anschauung teile, die in den Kreisen der ritterlichen, freigeistigen Herren gewiß weit verbreitet war. Entsprach sie doch seit alters der Denkart des Kriegers. Aber im Fortschritt der Handlung erklingen immer vernehmlicher und voller religiöse Töne, Worte von Gott, der vielleicht helfen kann. Gerade bei Hagen nehmen sie immer zu, und Rüdeger, das Ideal des Dichters, ist in hohem Maße religiös. Überschauen wir die Führung der Handlung, so erkennen wir die Absicht, denn die Teile derselben sind nicht so miteinander verknüpft, daß sinnlos, ohne Grund und Schuld am Schluß alles zusammenbräche. Fehler und Verschuldungen werden begangen, die das Schlimme hinreichend begründen. Siegfrieds hochmütiges und beleidigendes Auftreten am Wormser Hofe, seine verstiegene Selbsterniedrigung in Island, sein leichtfertiges Plaudern, die unverantwortliche Preisgabe des Ringes und Gürtels der Prünhild — dies sind die Anlässe zu seinem Tode. Hagen und Gunther ermorden den niederländischen Helden; Gernot, Giselher und andere Recken wissen darum und hindern es nicht: dafür enden alle in schrecklichen Kämpfen am Hunnenhofe, die Hauptschuldigen schmählich, wie Siegfried, nicht in heldenmäßigem Tode. Kriemhild erreicht es zwar, durch Mord und Blut ihren verständlichen Rachedurst zu befriedigen, aber sie hat keine Zeit, sich ihres Erfolges zu freuen: unmittelbar nach Hagens Tötung erliegt sie dem Schwerte Hildebrands. Prünhild, die gewaltige Heldenjungfrau, sucht sich unnatürlich hartherzig durch die schweren Proben und durch Grausamkeit vom Joch der Ehe freizuhalten. Sie glaubt nur dem gewaltigsten Recken erliegen zu können. Aber durch List fällt sie gerade dem Schwachen anheim — alles ist wohl verkettet und innerlich begründet. Tragisch ist allein Rüdegers Ende. Denn die Mannentreue reißt ihn ins Verderben: der Schwur, den er seinem Herrn Etzel als Mann ge-

leistet und das eidliche Versprechen, das er der zukünftigen Herrin Kriemhild als treuer Diener gegeben, verstricken ihn und stürzen ihn unschuldig in den Abgrund.

Ist nun aber die Handlung des Nibelungenliedes nicht sinnlos voraus bestimmt, sondern so geordnet, daß sich Verfehlung und Sühne, Schuld und Strafe entsprechen, dann muß man auch den religiösen Stellen des zweiten Teiles, die immer zahlreicher werden, Bedeutung beilegen. Sie weisen auf Gott als den Herrn und Leiter des Geschicks, auf einen Gott freilich, der nicht eben der Gott der Liebe und Güte ist, den das Neue Testament kennt. Es ist ein schicksalsmäßig waltender Gott mit Zügen von alttestamentlicher Art, mit den Eigenschaften der Strenge und Gerechtigkeit, ein Gott, der zwar das Weltgeschehen bis ins einzelne vorausbestimmt, aber doch dabei jeden im Leben für das, was er gefehlt, büßen läßt. Und Rüdegers tragisches Ende? Ist es nicht eine Anklage, wie das Hildebrandslied eine ist? Gewiß nicht. Denn es wird mit so liebevoller Teilnahme und so ideal geschildert, daß der edle Markgraf nur als Märtyrer seiner pflichtmäßigen Gesinnung rührt.

Man darf vielleicht sagen, daß der Dichter einer Art von christlichem Deismus anhängt, einer Denkart, in der sich altgermanische Überzeugung, christlicher Gottesglaube und moderne Aufklärung, gefördert durch die Berührung mit dem Islam, verbinden. Auch hier ein Standpunkt, der Neues mit Altem vereinigt. So dürfen wir sagen, daß das dritte Problem, das in der alten Dichtung immer begegnete, im Nibelungenliede ebenfalls eine eigene Lösung findet. Mannesideal, Staatsgesinnung, Religion sind auch hier die Angeln, um die sich alles dreht. Aber die mittlere steht im Vordergrunde.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale).

LG
N579
.Ysa

439969

Nibelungenlied
Saran, Franz Ludwig
Das Nibelungenlied.

DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED